Über
Lord Byrons „Sardanapal".

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung der Doktorwürde

der

hohen philosophischen Facultät
der vereinigten Friedrichs-Universität
Halle-Wittenberg,

vorgelegt von

Hermann Wieschlag aus Hannover.

Halle a. S.
1900.

Meinen Eltern!

Vorwort.

Bevor ich die vorliegende Dissertation der Öffentlichkeit übergebe, muß ich einige Worte vorausschicken, die sich auf die Anlage der Arbeit beziehen.

Nachdem ich mich eingehend mit der Lektüre Byron'scher Dichtungen beschäftigt hatte, fand ich von Elze in seinem Werke „Lord Byron" bezüglich des „Sardanapal" die Ansicht ausgesprochen, daß der Dichter die Hauptfiguren des Dramas geschaffen habe unter Eindrücken, die er aus seinem Milieu in sich aufgenommen hatte, daß der Held sogar ein Porträt des Dichters selbst sei. Diese Ansicht schien mir einer näheren Prüfung wert, zumal da ich wußte, daß auch bezüglich anderer Byron'scher Figuren diese Behauptung häufig aufgestellt ist. Jedoch wollte es mir scheinen, als ob gerade der „Sardanapal" eines der weniger bekannten Werke des Dichters sei, wie ich denn auch in der einschlägigen Litteratur eigentlich nur wenige Angaben fand, die für dieses Drama speziell galten.

Diese scheinbar geringe Bekanntheit des Dramas war es auch, was mich veranlaßte, die Inhaltsangabe verhältnismäßig umfangreich zu gestalten, unter reichlichem Gebrauch von mir selbst übersetzter Citate, die ich für charakteristisch hielt sowohl für die Handlung als für die Personen.

Schließlich sei der Übersicht halber bemerkt, daß die Einteilung der Akte in Scenen, die vom Dichter nicht consequent gehandhabt ist, von mir weiter durchgeführt ist, um dadurch eventuell ein schnelleres Nachschlagen im Texte zu ermöglichen. Ich bin dabei einfach nach dem Princip verfahren, eine neue Scene anzusetzen, sobald mit Auftritt oder Abgang von Personen ein neues Moment in der Entwicklung der Handlung oder eines der Charaktere hinzutritt.

H. N.

Vorwort.

Bevor ich die vorliegende Dissertation der Öffentlichkeit übergebe, muß ich einige Worte vorausschicken, die sich auf die Anlage der Arbeit beziehen.

Nachdem ich mich eingehend mit der Lektüre Byron'scher Dichtungen beschäftigt hatte, fand ich von Elze in seinem Werke „Lord Byron" bezüglich des „Sardanapal" die Ansicht ausgesprochen, daß der Dichter die Hauptfiguren des Dramas geschaffen habe unter Eindrücken, die er aus seinem Milieu in sich aufgenommen hatte, daß der Held sogar ein Porträt des Dichters selbst sei. Diese Ansicht schien mir einer näheren Prüfung wert, zumal da ich wußte, daß auch bezüglich anderer Byron'scher Figuren diese Behauptung häufig aufgestellt ist. Jedoch wollte es mir scheinen, als ob gerade der „Sardanapal" eines der weniger bekannten Werke des Dichters sei, wie ich denn auch in der einschlägigen Litteratur eigentlich nur wenige Angaben fand, die für dieses Drama speziell galten.

Diese scheinbar geringe Bekanntheit des Dramas war es auch, was mich veranlaßte, die Inhaltsangabe verhältnismäßig umfangreich zu gestalten, unter reichlichem Gebrauch von mir selbst übersetzter Citate, die ich für charakteristisch hielt sowohl für die Handlung als für die Personen.

Schließlich sei der Übersicht halber bemerkt, daß die Einteilung der Akte in Scenen, die vom Dichter nicht consequent gehandhabt ist, von mir weiter durchgeführt ist, um dadurch eventuell ein schnelleres Nachschlagen im Texte zu ermöglichen. Ich bin dabei einfach nach dem Princip verfahren, eine neue Scene anzusetzen, sobald mit Auftritt oder Abgang von Personen ein neues Moment in der Entwicklung der Handlung oder eines der Charaktere hinzutritt.

H. N.

Inhalt des Stückes.

Das alt-assyrische Reich war gegründet und durch neunundzwanzig Generationen hindurch beherrscht worden von Eroberern, deren Regierung ein ewiger Krieg war, da es bei der riesenhaften Ausdehnung der Herrschaft unmöglich war, jede einzelne der zahllosen Völkerschaften in stetem Frieden zu erhalten. Die alte Dynastie der Semiramis konnte ihren Herrschersitz behaupten, so lange ihre Generationen thatkräftig und geneigt zu kriegerischen Unternehmungen blieben, sie mußte sinken, sobald dieser Geist erschlaffte. Dieser Fall trat ein bei Sardanapal, dem dreißigsten Sprossen seines Hauses. Sein Untergang gab den Stoff zu dem uns vorliegenden Drama Byrons.

Der Ort der Handlung ist eine Halle des Königspalastes zu Ninive, die durch das ganze Drama hindurch als Schauplatz beibehalten ist.

Wir sehen zunächst des Königs Schwager Salamenes. Dieser ergeht sich in einem Monologe über das unkönigliche Treiben Sardanapals, des Assyrerkönigs. Letzterer hat seine rechtmäßige Gemahlin Zarina, die Schwester des Sprechenden, schwer gekränkt, indem er im Kreise seiner Kebsweiber sein Leben frevelhafter Liebeständelei weihte. Natürlich ist auch das Volk über die Pflichtvergessenheit eines Königs aufgebracht, den es kaum jemals außerhalb seines Palastes geschaut hat. Der stolze Stamm des Nimrod ist also in Gefahr, schimpflich zu enden.

Dennoch ist Salamenes entschlossen, „sowohl Freund als Unterthan" seines Schwagers und königlichen Herrn zu bleiben, da er „den Stamm von Nimrod und Semiramis nicht in den Boden sinken, ein dreizehnhundertjährig Reich nicht enden sehen will, wie ein Schäfermärchen". Er weiß, daß in diesem weibischen Könige doch etwas steckt, daß in ihm doch Herrschergaben schlummern, die „wohl in tiefe Sinnenlust versenkt, doch nicht darin ertränkt sind".

Er beschließt also, den König zu retten, bevor Assyriens Königskrone ihm entrissen wird.

Der Lauten und Cymbeln verhaßter Klang hat Salamenes in seinem Selbstgespräche unterbrochen. Man ahnt das Erscheinen des Königs, und wirklich, er tritt auf, so, wie wir es nach Salamenes Worten erwarten: gekleidet, wie ein Weib, des Haupt mit Blumen bekränzt, hinter ihm ein langer Zug jugendlicher Sklaven und Weiber (I, 2).

Das erste Wort, das wir aus seinem Munde vernehmen, ist die Anordnung eines rauschenden Festes, das er seinem Hofstaat am Abend im blumengeschmückten Landhause am Ufer des Euphrat zu geben gedenkt. Dann beurlaubt er sein Gefolge, — doch nicht im Tone des orientalischen Despoten, noch im Tone einfacher Höflichkeit gegen Frauen, sondern wie ein Schwächling, der sich dem Weibe gegenüber seiner Würde entkleidet hat. Er wendet sich dann von Myrrha, seine Geliebte, die sich im Gefolge befindet, und stellt es ihr frei, sich diesem anzuschließen oder zu bleiben. Bescheiden ordnet Myrrha ihre Wünsche denen des Königs unter, erinnert aber doch an die nahende Stunde des Staatsrates, dem beizuwohnen ihr nicht gezieme.

In diesem Augenblicke greift Salamenes ein, der bisher die Scene mit dem Schweigen des Ingrimms beobachtet hat. „Die ionische Sklavin hat Recht", unterbricht er mit einem gegen Myrrha brüsken Ausdrucke die Unterredung. Er betrachtet diese Griechin mit scheelem Blicke als die Ursache von des Königs thatenloser Schwäche. — Nachdem Myrrha und der Hof nach weiteren für erstere höchst kränkenden Worten des Salamenes sich entfernt haben, beginnt ein Gespräch zwischen den beiden Schwägern, das einen Versuch des Salamenes bedeutet, den König aus seiner Energielosigkeit aufzurütteln (I, 3). Sardanapal hat anfänglich überhaupt kaum Lust, darauf einzugehen. „Beim gütigen Baal, der Mensch will mich zum Tyrannen machen!" spricht er mit einem Versuche, über das ganze Thema hinwegzutändeln, doch der Schwager läßt sich nicht beirren, sondern faßt ihn bei seinen eigenen Worten. „Du bist schon ein Tyrann", erwidert er ihm, „oder meinst du, es gäbe nur eine Tyrannei durch Blut und Ketten? Die Herrschaft des Lasters, Schwäche, üppige Verderbtheit, das Übel sinnlicher Faulheit erzeugen zehntausend Tyrannen, deren mittelbare Grausamkeit die schlimmsten Thaten rücksichtsloser Despoten über-

steigt, und wären sie noch so rauh und hart in ihrem Wesen. Das verkehrte und üble Beispiel deiner Sinnenlust verdirbt nicht minder als es knechtet und unterwühlt zugleich deine prunkende Macht und die Treue derer, die sie stützen sollen". — Sardanapal zeigt auch jetzt noch wenig Neigung, auf die Sache selbst einzugehen, sondern richtet nur die verwunderte Frage an Salamenes, „was ihn zum Sprachrohr des Volkes mache". Salamenes nennt seine Gründe: Liebe zu den Seinigen, Königstreue, Ehrfurcht vor Nimrods Hause, und schließlich die Tugend — ein Begriff, der dem Könige ja fremd sein muß. Doch das bestreitet dieser, da „Tugend ihm genugsam ins Ohr geschrieen sei", von seiner Gemahlin am meisten.

Salamenes sieht ein, er muß anders zu Werke gehen, wenn er zum Ziele kommen will. Er beginnt vom Gegenteil, vom Laster zu reden, doch Sardanapal ist der Erörterungen überdrüssig und verlangt kurz und bündig, sein Anliegen zu hören. Da macht ihn Salamenes auf die Gefahr aufmerksam, in der er und sein Thron schweben. Ungläubig wendet Sardanapal ein, das Volk habe doch nichts zu klagen, es habe doch Überfluß und Ruhe, — und wenn nicht, meint er mit einem Versuche, die Verantwortung von sich abzuwälzen, so seien spitzbübische Satrapen daran schuld, nicht er. Aber Salamenes erklärt ihm die Unzufriedenheit des Volkes daraus, daß es kein Vertrauen haben könne zu einem Könige, den es kaum je gesehen, der im Begriffe steht, sein Reich seiner Liebeständelei aufzuopfern. Endlich beginnt der König zu begreifen; sein Schwager verlangt kriegerische Thaten zu neuer Festigung seines Thrones. Doch der blutige Ruhm des Feldherrn kann Sardanapal nicht locken. „Semiramis unterwarf die Reiche nur, ich lenke sie", meint er selbstzufrieden. Er erinnert an Bacchus, den Griechengott, der einst Indien eroberte, wo Semiramis unterlag. Ihn will er ehren, aber nicht als blutigen Krieger, denn von seinen Kriegsthaten sei nichts mehr zu sehen, als ein paar morsche Säulen, „aber hier, hier in diesem Becher, da liegt sein Anrecht auf Unsterblichkeit, — die unsterbliche Traube, der er zuerst die Seele auspreßte, um sie den Menschen zur Freude zu geben, als Sühne für seine Missethaten. Hätte er das nicht gethan, sein Name wäre gestorben wie sein Leib, und er wäre ähnlich meiner Ahne Semiramis, eine Art von halberhabenem Menschenungeheuer."

Damit will er dem Schwager zutrinken aus dem altehrwürdigen Becher des Nimrod, den er inzwischen hat bringen lassen. Aber Salamenes weist den Becher ab, mit dem er die Götter seines Vaterlandes kränken soll. Da vergeht auch dem Könige die Lust und er schickt den Schenken fort.

Salamenes fährt fort in seinen Vorhaltungen: er tritt als Anwalt der gekränkten Königin auf. Auch davon will Sardanapal nichts hören, da er das, was die Pflicht von ihm erheische, der Königin voll und ganz geleistet zu haben glaubt. Sie genieße alle ihr gebührenden Ehren, er habe sie geheiratet, wie Fürsten eben heiraten. „Doch wenn ihr beiden annahmt, ich solle mich an sie ketten, wie ein chaldäischer Bauer an sein Weib, so kanntet ihr weder mich, noch Könige, noch Menschheit.“ Nochmals betont Salamenes, daß er nur aus der Seele des Volkes spreche, nicht in seinem oder der Königin Interesse, die zu stolz sei, Liebe zu erbetteln, aber wieder antwortet Sardanapal nur mit Schmähreden auf sein Volk, das ihm eigentlich Dank genug schulde dafür, daß er es in Frieden sein Leben genießen lasse, statt in Feldzügen sein Blut zu vergießen oder es mit Frohndiensten zu knechten. — Und schließlich hat er ja auch unter gewaltigem Aufwande von Menschenkraft zwei Städte an einem Tage erbaut. Freilich erinnert ihn Salamenes, daß er den Wert dieser That aufhob durch die frivole Inschrift: „König Sardanapal, Sohn des Anacyndaraxes, baute Tarsus und Anchialus an einem Tage. Eßt, trinkt und liebt: Der Rest taugt keinen Deut.“ Doch Sardanapal, der ruhmredig diesen seinen Vers selbst citiert, verteidigt die Moral desselben, ja, er versucht den Salamenes zu necken, indem er aus dem Stegreif Verse ersinnt, die dieser finstere Moralprediger an seiner Stelle auf den Stein gesetzt haben würde. Trotz dieser Leichtfertigkeit ermangelt er nicht eines gewissen Wohlwollens für sein Volk. „Keine Freiheit, die ich mir gönne, mißgönn' ich jenen; wir sind alle Menschen. Ich fühle mich tausendfach als Mensch, nicht im Mindesten als Gott, höchstens in der einen Beziehung, die man an mir verdammt, in einem Hange zur Liebe, zur Milde, zur Nachsicht gegen die Thorheit meiner Mitmenschen und (das ist wahrlich menschlich) gegen meine eigene.“

Salamenes sieht ein, daß Worte hier nichts fruchten; er muß handeln, wenn er das Reich retten will. Mit wenigen Worten meldet er dem Könige die Gefahr für Thron und Leben

und bittet um unumschränkte Vollmacht durch Verleihung des königlichen Siegelringes. Er bekommt denselben nach langem Schwanken des Königs, der die Sache nicht sehr ernst nimmt, bei Salamenes aber ein hartes, wohl gar blutiges Vorgehen, das ihm in der Seele zuwider ist, voraussehen muß. Schließlich giebt er nach, um den pflichttreuen Mann nicht zu kränken.

Nach Empfang des Ringes richtet Salamenes noch die Bitte an den König, auf die für den Abend geplante Festlichkeit zu verzichten, doch dieser ist sorglos genug, das rundweg abzuschlagen. Als endlich Salamenes die Frage stellt, ob der König im Ernstfalle sich wappnen werde, dämmert in diesem zum ersten Male ein Schimmer tiefschlummernder Thatkraft auf: „ob ich will?" fragt er. „Wenn es sein muß, wenn diese tollen Sklaven sich nicht anders bändigen lassen, so werde ich mein Schwert gebrauchen, bis sie wünschen, es wäre eine Kunkel." — Dann entläßt er den Schwager nicht ohne die Bitte möglichster Mäßigung. In dessen Geheimnisse will er nicht eindringen, da er der ganzen häßlichen Affäre aus dem Wege gehen möchte. „Nie hat ein Mann sich mehr gesehnt, in Frieden zu herrschen als ich. Doch wenn sie mich hetzen, so hätten sie besser gethan, den grausen Nimrod, den mächtigen Jäger, aus seiner Gruft zu beschwören." Salamenes verläßt ihn mit der Mahnung, diese Energie, „die meist in ihm schlummere, doch nicht erstorben sei", wach zu erhalten.

Sardanapal bleibt allein (I, 4). Da kommen ihm schlimme Gedanken über die Tragweite der Vollmacht. Doch er schüttelt sie ab. Das Unheil abzuwenden ist nicht seine Sache, da er es nicht entdeckt hat. Er will um jeden Preis sorglos leben und lieben. Ein Leben in steter Furcht vor Meuterei dünkt ihm ein Tod bei Lebzeiten. Er klagt die Menschheit an, die Milde mit Undank lohnt und Gewalt sehen will. So versetzt er sich selbst in eine trüb-sentimentale Stimmung, die ihn seine Zuflucht zu Myrrha nehmen läßt.

Diese tritt auf (I, 5). Eine längere Scene zwischen ihr und Sardanapal charakterisiert die Auffassung, die beide von ihrer Stellung zu einander haben. Sardanapal empfängt Myrrha mit den Worten innigster Liebe. Er will jede Schranke zwischen sich und ihr aufgehoben sehen. Sie soll nur den Geliebten, nicht den Herrn in ihm erblicken. Myrrha ihrerseits kämpft mit den widersprechendsten Gefühlen. Das stärkste davon ist Liebe. Um ihret-

willen hat sie Salamenes Schroffheit ertragen, ja, sie pflichtet ihm bei, als sie hört, daß er den König auf drohende Gefahren aufmerksam gemacht hat. Die Warnung macht sie stutzig: sie begehrt Auskunft, sodaß der König auf den Gedanken kommt, sie hege Furcht. Doch davon weiß eine Griechin nichts! Ihr plötzliches Erbleichen begründet sie mit ihrer Liebe, die sie zwingt, auch sich selbst zu lieben, schon um des Geliebten willen. Dann hält sie ihm unerschrocken vor, daß er im Begriff stehe, eine Unwürdigkeit zu begehen, indem er sich und sein Reich gedankenlos wegwerfe. „Wegwerfen? Wer ist der Wagemutige, der sich erkühnt, es aufzuheben?" fragt der König im höchsten Selbstvertrauen. „Wo ist der Mann, der es nicht wagt?" fragt Myrrha dagegen. „Wenn der Herrscher sich selbst vergißt, — wird man sich sein erinnern?" — Das befremdet den König freilich, daß auch seine sanfte Myrrha zu ihm redet, wie vorher sein Schwager, doch Myrrha faßt alle Gefühle, die sie bewegen, zusammen in wenigen Worten: „König, ich bin deine Unterthanin! Herr, ich bin deine Sklavin! Mensch, ich liebte dich, liebte dich infolge einer unseligen Schwäche, die ich selbst nicht begreife, — ich, die Griechin und also die geborene Fürstenfeindin, die Sklavin, die ihre Fesseln hassen muß, die Jonierin, die durch die Liebe zu einem Fremdling tiefer erniedrigt wird als durch Ketten, und doch liebte ich dich. Wenn meine Liebe genügte, meine frühere Natur ganz zu überwinden, soll sie dann nicht Anspruch haben auf das Vorrecht, Dich zu retten?" — Sardanapal versteht nicht sogleich den Sinn dieser Worte, die, wie er meint, nur auf seine persönliche Sicherheit abzielen können, und Myrrha muß ihm erst klar machen, „daß sie ihn lehren wird, sich selbst zu retten, und nicht allein sich selbst, sondern auch seine weiten Reiche vor der Wut des schlimmsten Krieges, des Bürgerkrieges . . . . . für die Masse des Volkes bedarf es eben oft des kriegerischen Scheins, um des Friedens wahres Wesen zu wahren, und für Fürsten taugt oft Furcht besser als Liebe." — „Ich habe stets nur die Letztere gesucht", antwortet der König. — „Daher hast du jetzt keines von Beiden, d. h. ich meine die Liebe des Volkes, Selbstliebe, die den Menschen in Ordnung und Gesetzlichkeit erhält, aber ihn nicht einengt, wenigstens nicht so, daß er's merkt, oder, wenn er's merkt, so meint er, es müsse so sein, um schlimmere Unterdrückung abzuwenden: die Leidenschaft der Massen. Ein

König der Feste, der Blumen, des Weines, der Träumerei, der Lieb und Lust war selten ein König des Ruhmes." Aber Ruhm ist es ja gerade, was dem Könige verhaßt ist: er will bis zur Neige genießen. Er will die Unterredung, die ihm lästig wird, beenden, als ein Offizier ihm die dringende Bitte von Salamenes überbringt, sich wenigstens für einen Tag im Palaste zu halten. Sardanapal will ihn mit tollkühnem Gleichmut abweisen, aber Myrrha erbittet das Versprechen, dem Salamenes zu folgen, von ihm als erste Gunst, und so giebt er nach. Pania, der Offizier, geht, mit ihm auch der König, um bezüglich des Festes andere Anordnungen zu treffen.

Myrrha bleibt allein (I, 6). Sie erschließt uns abermals das tiefste Empfinden ihres Herzens. Sie liebt den König mit ganzer Seele und empfindet es als „schwersten Ring der langen Sklavenkette", daß sie, die als Griechin nur einen Helden lieben sollte, den lieben muß, den sie nicht achten kann. Dennoch will sie jetzt, wo er ihrer Liebe vielleicht bald sehr bedürfen wird, in ihr ausharren — schon um ihrer selbst willen. Denn sie fühlt sich in ihrer eigenen Achtung durch diese unselige Neigung gesunken, und kann sich nur selbst gerecht werden, wenn sie in seiner Brust ein Gefühl erweckt, das ihn stark genug macht, seine Barbaren, die die Griechin von Geburt an haßt, in den Staub zu treten. Gelingt es ihr aber nicht, den Geliebten dem Laster zu entreißen und ihn herrschen zu lehren, so soll er wenigstens von ihr lernen, wie ein König seinen Thron verlassen muß. Sie beschließt also, kein Auge von ihm zu wenden.

Damit schließt der erste Akt, der natürlich vorzugsweise der Exposition gedient hat. Wir sahen, der Held des Stückes ist ein Fürst, der in dem Irrtum befangen ist, seine Regentenpflichten zu erfüllen dadurch, daß er gegen sein Volk so nachsichtig ist wie gegen sich selbst. Er hat sich einem üppigen Genußleben ergeben, und vertändelt seine Zeit in lockerer Gesellschaft, statt seinen Thron durch Thaten zu befestigen. — Allmählich bemerken wir jedoch ein vorerst recht schwaches Emporflackern seiner Thatkraft. —

Zwei ganz verschiedene Persönlichkeiten übernehmen es, diese Thatkraft zur Entfaltung zu bringen. Eine dieser beiden ist Salamenes, der straffe, ehrenfeste Patriot, der wahre Freund seines königlichen Schwagers. Er vertritt den den alten Völkern Asiens geläufigen Begriff „Staat". Der König ist unumschränkt;

der Unthertban hat es als seine Ehre zu betrachten, vom Könige zu großen kriegerischen Unternehmungen verwandt zu werden.

Salamenes gegenüber steht Myrrha, ein zartes Wesen, sanft und hingebend in ihrer Liebe, aber doch fest entschlossen, den Charakter des Königs so zu beeinflussen, daß sie sich ihrer Neigung nicht mehr zu schämen braucht. Ihr hellenischer Nationalstolz hebt sie hoch empor über ihre Umgebung, in der sie nur die Barbaren sieht, ihre angestammten Feinde. Um so seltsamer contrastiert damit ihre Liebe zu dem Barbarenfürsten, der sie umsonst widerstrebt. —

Über dem Ganzen liegt durch Salamenes' Ankündigung des drohenden Aufstandes eine gewitterschwüle Stimmung, die indessen durch die zarte Lyrik des Liebesbandes zwischen Sardanapal und Myrrha sehr sympathisch abgedämpft wird.

Durch Salamenes erhalten wir die erste Andeutung der Handlung, soweit sie von einer uns noch unbekannten Gegenpartei ausgehen wird. Seinerseits unternimmt er selbst den ersten Schritt einer Fortentwickelung, indem er dem Könige den Siegelring abtrotzt.

Im zweiten Akte muß naturgemäß zunächst die Exposition vollendet werden, von der uns der Dichter bis jetzt die zweite Hälfte, d. h. in diesem Falle die Personen des Gegenspiels nur erst angedeutet hat. Diese sind Beleses, der Oberpriester, und Arbaces, der Satrap von Medien. Beim Beginn des Aktes sehen wir zuerst Beleses, der angesichts der sinkenden Sonne über den wahrscheinlichen Untergang des Reiches tiefsinnige Betrachtungen anstellt. Er ist des Erfolges noch keineswegs gewiß für das geplante Werk. Anders sein jetzt auftretender Complice Arbaces (II, 2). Dieser ist sich seiner Kraft bewußt: er wird und muß siegen, nichts soll seine Pläne noch durchkreuzen. Ja, er schämt sich fast der spielend erworbenen Krone und würde lieber gegen einen blutigen Tyrannen fechten als gegen diesen Weiberkönig. Vergebens warnt Beleses vor zu großer Zuversicht: „Es wohnt etwas in ihm, was dir wohl noch zu kämpfen geben mag. Und wäre er ganz so, wie Du wähnst, so sind doch seine Wachen tapfer, die der kühle, ernste Salamenes führt.“ Doch Arbaces ist seiner Sache gewiß. Erst als Balea auftritt und beiden verkündet, daß das Fest in letzter Stunde in die Halle des Nimrod verlegt sei, wird Arbaces stutzig. Doch nunmehr ist Beleses der Zuversicht-

liche: er erblickt in dem plötzlichen Platzwechsel nur eine alberne Laune. Während sie noch streiten, erscheint Salamenes, um den ersten Gebrauch von seiner Vollmacht zu machen: er fordert beiden die Säbel ab (II, 3). Der schlaue Priester ist sofort gefaßt: ohne eine Miene zu verziehen, giebt er sich gefangen. Arbaces setzt sich zur Wehr und ficht mit Salamenes — da kommt der König (II, 4). „Haltet ein! Bei eurem Leben, sage ich! Wie? Seid ihr taub oder berauscht? Mein Schwert! Narr, der ich keines trage! Bursch, deine Waffe!" Er entreißt dem nächsten Soldaten den Säbel und trennt die Kämpfenden. Hier greift der König also zum ersten Male thatkräftig ein, freilich nicht in dem Sinne, wie Salamenes und Myrrha es wünschen. In dem Verhalten, das er jetzt gegen die beiden Verschwörer beobachtet, könnte man den reinsten Edelmut erblicken, wenn nicht der Eindruck seiner verhängnisvollen Sorglosigkeit so stark wäre. Er läßt beide frei trotz der Warnungen seines Schwagers, da er den derben, aber bisher stets getreuen Arbaces des Verrates nicht für fähig halten kann. „Laßt uns in Frieden scheiden! Von Verzeihung kein Wort, die Schuldige nur empfangen, und für schuldig will ich euch nicht halten, wenn auch von meinem Hauch der eure abhängt und — schlimmer noch für euch — von meiner Furcht. Doch ich weiß nichts von Furcht, denn ich bin sanft, nicht furchtsam, — und so mögt ihr weiter leben." Beleses Dank und Unschuldsbeteuerungen schneidet er kurz ab mit den Worten: „Schweig! Nur Schuld ist laut! Wenn du treu bist, so bist du jetzt gekränkt und mußt traurig sein, nicht dankbar." Dann entläßt er sie aus seiner Nähe.

Beide Verschwörer bleiben allein (II, 5). Die Wirkung der königlichen Gnade ist verschieden, Beleses fürchtet eine Abänderung des Spruches durch Salamenes Einfluß: er will daher schnell handeln. Doch jetzt will Arbaces nicht mehr kämpfen, denn er schämt sich des Undanks. Umsonst alles Zureden des Priesters: Arbaces ist zu stark getroffen. „Mich dünkt, er schaute drein wie Nimrod, als er sprach, genau wie jenes hoheitsvolle Standbild, das ausschaut wie der König der Könige, die es umgeben, und die nur Zierrate sind des Tempels, in dem jenes herrscht." Erst als Pania den Befehl zur Abreise überbringt (II, 6), hat Beleses Zureden mehr Erfolg. Er macht dem schwankenden Genossen klar, daß sie keinen Augenblick sicher sind, wenn sie in

ihre Provinzen aufbrechen, die sie vielleicht nicht einmal mehr erreichen. Endlich zieht er den Willenlosen mit sich fort.

In der nun folgenden Scene zwischen Sardanapal und Salamenes (II, 7) versucht Letzterer wirklich eine Abänderung des Urteils herbeizuführen, doch Sardanapal ist von der Heiligkeit eines Königswortes zu tief durchdrungen. Dabei verkennt der König seines Schwagers lautere Absicht nicht: er baut vielmehr so sehr auf dessen Redlichkeit, daß er die Sicherheit der geschonten Satrapen auf der Reise in seine Obhut stellt.

Auch Myrrha (II, 8) ist erschrocken über des Königs Milde — zu dessen großer Verwunderung. Sie schreckt nicht davor zurück, denen, die nach des Königs Leben trachten, mit verdienter Strafe zuvorzukommen. Doch da nun die Gefahr einmal da ist, will sie jetzt, wie bisher den Glanz der Krone, nötigenfalls auch des Königs Unglück teilen. Beide gehen dann ab, um die Gäste zu empfangen.

So hat denn der König selbst der Gegenpartei die Hemmnisse aus dem Wege geräumt. Auch dem Salamenes ist ein eigenmächtiges Vorgehen abgeschnitten, da er dem Könige ja mit seiner Ehre für die Sicherheit der Verschwörer einzustehen hat. Myrrha ist erschrocken, als sie von der unzeitigen Milde hört, aber sie resigniert sich. Den Verschwörern steht nichts mehr im Wege, einen Handstreich zu wagen, der sofort erfolgen muß. In dem nun ausbrechenden Kampfe muß die Handlung gipfeln.

(III, 1). Das Fest beginnt. In der Ferne dumpfer Donner, als solle das nahende Unheil angedeutet werden. Die Halle strahlt. Der König ist glücklich, er kann schwelgen, das Einzige, was Wert hat nach seiner Lebensanschauung. „Ist dies nicht besser als Nimrods Waidwerk und meiner Ahnfrau wilde Jagd nach Königreichen, die sie doch nicht halten konnte?“ So fragt er die Höflinge, die ihn als den Größten seines Stammes preisen, da er sein Glück suche im Frieden als in allein wahrem Ruhme. Sie knieen anbetend nieder — da unterbricht sie ein heftiger Donnerschlag. Myrrhas warnende Stimme ertönt, doch Schmeichelei spricht von Zustimmung der Götter. Sardanapal allein hört auf Myrrha, doch nicht aus Frömmigkeit, sondern weil er sich nach Liebe sehnt, nicht nach Verehrung. „Könnte ich mein Reich zu einer weiten Zuflucht für Unglückliche machen, so würde ich es thun,“ sagt er. „Da Du einen so großen, edlen Willen nicht durchführen kannst, bist Du also kein Gott,“ antwortet Myrrha.

Der König bittet sie um ein Lied — da stürzt Pania blutüberströmt in den Saal (III, 2). Der Aufstand ist ausgebrochen! Pania berichtet, daß die beiden Satrapen kaum zu ihren Truppenteilen gestoßen seien, als sie diese zur offenen Empörung gerufen hätten. Leider seien nur zu viele gefolgt. Treu sei nur seine, Panias, Wache, soweit sie noch am Leben, und Salamenes Baktrer, die das Schloß ringsum verteidigten und stürmisch nach ihrem Könige verlangten. Deshalb bitte Salamenes dringend, der König möge sich wappnen und sich seinen Getreuen zeigen.

Da erreicht des Königs innere Kraft ihre höchste Höhe: augenblicks ist er bereit, für seinen Thron zu kämpfen, zur großen Freude Myrrhas, die ihn nun so sieht, wie sie ihn oft sich gewünscht hat. Alles eilt zu den Waffen, während die Frauen in Sicherheit gebracht werden. Nur Myrrha bleibt: sie will dem Könige in die Schlacht folgen, „nicht die einzige Griechin, die diesen Weg gewandelt ist". Doch das redet der König ihr aus. So will sie ihn wenigstens in der Halle erwarten, da sie entschlossen ist, eher zu sterben, als eine Beute der Barbaren zu werden. Indessen haben sich Sardanapal und die Seinen gewappnet; man bricht zum Kampfe auf, der König ohne Helm, im leichten Panzer. Noch im letzten Augenblicke betrachtet er sein Bild im Spiegel, um zu sehen, wie die ungewohnte kriegerische Tracht ihn kleidet, — ein sonderbarer Zug einer fast kindischen Eitelkeit, die ihn fähig macht, in einem Momente höchsten Ernstes vor sich selbst ein wenig Comödie zu spielen.

Myrrha ist allein geblieben (III, 3). Sie ist wahrhaft glücklich und denkt nur an ihre Liebe. Sie ist zum Tode bereit, wenn nur der König den Sieg behält. Im andern Falle ist der Tod an seiner Seite ihr erwünscht: sie trägt ihr letztes Mittel im Busen des Gewandes. „Er hat mein Herz in Fesseln geschlagen — ich weiß selbst nicht warum. Nicht weil er König ist — seine Herrschaft ist ja erschüttert unter seinem Throne, und die Erde gähnt vor ihm, um ihm nicht mehr zu bieten als ein Grab: und doch lieb ich ihn mehr als je. O großer Zeus, vergieb mir diese sündige Liebe zu dem Fremdlinge, der vom Olymp nichts weiß." Sie ist hoch erfreut, den Geliebten als Helden sich bewähren zu sehen, da sie ihn nur dann wahrhaft achten kann. Nur ihr griechisches Nationalbewußtsein lehnt sich noch einmal auf gegen die übermächtige Liebe.

Altada erscheint (III, 4), um für den König in Salamenes' Auftrage einen Helm zu holen: denn der König ist überall im Gefecht, allen kenntlich durch sein wallendes Haar. Alles zielt auf sein Haupt, doch „er kämpft, wie er schwelgt“.

So meldet Altada und eilt von dannen (III, 5). Myrrha ist wieder allein. Durch die Gewißheit, daß Sardanapal nunmehr im Kampfe selbst als ein Held und König sich bewährt, ist der letzte Tropfen Bitterkeit aus ihrer Liebe geschwunden. „Nein,“ ruft sie begeistert, „diesen Mann geliebt zu haben, ist keine Schande! Ich selbst wünsche jetzt, was ich bisher nie wünschte: wäre er doch ein Grieche! Der Alcide schändete sich, als er der Omphale Weiberkleid und Spinnrocken trug. Doch gewißlich — er, der plötzlich wie ein Herkules aufspringt, in Weiberkunst vom Knaben zum Manne erwachsen, der vom Trinkgelage sich in die Feldschlacht stürzt, als wäre sie ein Bett der Wollust, er verdient wahrlich eine Griechin zur Geliebten, einen Griechensänger zum Herold seines Ruhmes, ein griechisch Grab zum Denkmal.“

Ein Offizier, der den mit der Bewachung der Frauen betrauten Zames sucht, bringt ihr in diesem Augenblicke reinsten Glückes die Meldung, daß alles verloren ist (III, 6). Myrrha ist gefaßt und bleibt auch jetzt bei dem Entschlusse, den sie für den äußersten Fall gefaßt hat. Da erscheint Pania (III, 7) mit dem Auftrage Sardanapals, sie über den Fluß in Sicherheit zu bringen. Schon hört sie den Kampf im Palaste toben; da sinkt ihre Hoffnung: sie will bleiben und sterben. Plötzlich kommen der König und sein Schwager mit ihren Getreuen (III, 8). Auch sie wissen, daß ihre Sache verzweifelt steht. Die Trabanten des Zames, die gleich erscheinen müssen, sind ihre letzte Hoffnung; mit ihnen wollen sie einen verzweifelten Ausfall wagen. Schon dringen die Aufrührer, Beleses und Arbaces an der Spitze, in die Halle, als die ersehnte Leibwache erscheint und sie zurückschlägt. Sardanapal ficht persönlich mit Beleses, den er entwaffnet und verwundet (III, 9). Doch in dem Augenblicke, wo er zum tötlichen Hiebe ausholt, wird der Verräter von den Seinen herausgehauen. Sardanapal verfolgt die Fliehenden (III, 10). Myrrha bleibt unter dem Schutze Panias zurück, der sie gemäß dem Auftrage seines Herrn nicht verlassen will, trotzdem sie ihn beschwört, um eines Weibes willen nicht dem Kampfe fern zu bleiben. Da hält es sie selbst nicht länger: sie eilt in den Kampf, Pania ihr nach.

Das Kampfesglück neigt für den Augenblick der gerechten Sache zu. Die Rebellen werden von Schlosse vertrieben, des Königs Truppen gewinnen dadurch Fühlung mit den Scharen, die jenseits des frei gewordenen Flusses stehen. Auf ihre Treue baut der König. Für ihn, den leicht Verwundeten, und seine Leute folgt eine Pause der Erholung (III, 11). Sardanapal verlangt nach einem Trunk Wasser, im Toben der Schlacht hat er den Wert des reinen Elementes schätzen gelernt, aus dem er dreimal neue Kraft trank. Mit Bedauern erfährt er den Tod des Soldaten, der ihm das Wasser im Helme darbot. Myrrha macht sich an des Königs Wunde zu schaffen. So an Myrrha erinnert beginnt der König eine begeisterte Schilderung, wie er sie, weithin kenntlich am wehenden Haar, wie eine Schlachtengöttin den Truppen voranstürmen sah. „Wie eine Löwin weiblich rasend dem Jäger nachsetzt, der ihr die Jungen raubte, so drängte sie mit Wort und Geberde, mit wehendem Haar und funkelndem Auge die Soldaten zur Verfolgung. . . . . Ich ruhte aus, sie anzuschauen und ihre glühende Wange, ihre großen dunklen Augen, die unter dem in die Stirn gefallenen Haar hervorglänzten, ihre bläulichen Adern, die sich von der blendend weißen Stirne abhoben, die zitternden Nüstern, die geöffneten Lippen. Dabei drang ihre Stimme durch all den Lärm, wie die Laute durch das Geklirr der Cymbeln, umtost, nicht erstickt vom Brausen des Kampfes. Ihre geschwungenen Arme erschienen blendender in ihrem natürlichen Weiß als der Stahl in ihrer Hand, den sie einem gefallenen Soldaten entriß. Alles das ließ sie unter den Truppen wie eine Siegesprophetin, ja, wie die Siegesgöttin selbst erscheinen, die niederstieg, uns zu begrüßen." So schwärmt der König. Salamenes sieht die Gefahr eines Rückfalls in die alte Schwachheit. Um ihn davor zu bewahren, richtet er an Myrrha, über die er jetzt gerechter urteilt, in der er eine Art von Verbündeter erblickt dem Könige gegenüber, die ernstliche Mahnung, auf den König so einzuwirken, daß er seine Kraft bewahrt. Myrrha verspricht es bereitwillig und führt den verwundeten König in sein Gemach.

Damit schließt der dritte Akt. Die Handlung hat nunmehr ihren Höhepunkt erreicht. Der Kampf um Thron und Leben ist entbrannt. In Sardanapal ist das „Etwas in ihm, das zu kämpfen giebt", wie selbst Beleses zugab, in sein Recht getreten. Er ist zum Helden geworden, dem zur kriegerischen Vollkommen-

heit nur eins fehlt: jene kühle, gleichmäßige Ruhe, die Salamenes besitzt. Sardanapal „kämpft, wie er schwelgt". Er ist auch jetzt noch nicht Herr seiner Stimmungen. Das zeigt seine Schwärmerei für die „Kriegsgöttin" Myrrha — ein Grund zu neuen Besorgnissen für Salamenes. Myrrhas Liebe erreicht die höchste Reinheit. Die Achtung, die sie jetzt für den Geliebten hegen kann, giebt ihr auch ihre Selbstachtung völlig wieder. In diesem Augenblicke höchster Reinheit feiert ihre Liebe zugleich den Triumph höchster Leidenschaft: sie eilt selbst in den Kampf an die Seite des Geliebten. Nach dem Kampfe findet sie sofort die frühere Haltung wieder: sie ist alsbald das hingebende Weib, das mit sanfter Hand dem Verwundeten Linderung schafft.

Blutverlust und ungewohnte Kampfarbeit haben den König erschöpft. Er schläft auf einem Ruhebett, Myrrha wacht an seiner Seite (IV, 1). Des Königs Schlaf ist unruhig. Böse Träume quälen ihn, bis er erwacht und die Schreckgestalten fortscheucht. Sein Traum hat ihn in das Reich des Todes geführt, in eine Versammlung seiner Ahnen, mit denen er zu Tische saß. Zur Linken sah er eine Riesengestalt mit wallendem Haupthaar, den Köcher voll gefiederter Pfeile um die Schulter. Starr ruhte der Blick des Riesen auf Sardanapal, dessen dargebotenen Becher er ausschlägt. Der König wendet sich rechts, freundlichere Gestalten suchend. Doch da sitzt ein geisterhaftes Weib, das Lächeln kalten Hohnes auf den Lippen. Alle Sitze sind mit gespenstischen Gestalten besetzt, deren Eisesblick den König versteinert. Der Jäger lächelt ihn an, ohne den Ausdruck des Auges zu wechseln, auch das Weib und alle anderen Schatten. Der Jäger berührt ihn mit der Hand: der König greift danach, — sie verschwindet. Das Weib versengt ihm die Lippen mit eklem Kusse. Die ganze Masse der Erscheinungen umdrängt ihn. Er ist begraben, verzehrt von Würmern, aber ohne das Gefühl verloren zu haben. Flammen umzüngeln ihn. So träumt er sein Schicksal: die Ahnen warten seiner, nachdem er zuvor geläutert ist durch die Flamme.

Während Myrrha noch versucht, des Königs Sinn zu erheitern, bittet Salamenes um eine Besprechung, die die Anwesenheit Dritter nicht verträgt. Myrrha geht (IV, 2) ohne Aufforderung, so daß selbst Salamenes sie der Freiheit wert nennt. Dieser bringt dann sein Anliegen vor: des Königs harrt noch eine herbe Scene vor dem Entscheidungskampfe. Er soll Abschied

nehmen von seiner schwer gekränkten Gemahlin Zarina. Der wackre Freund hat diese Scene selbst herbeigeführt: er will den König gewaltsam beim Gedanken an seine Regentenpflichten erhalten. Sardanapal soll sich mit seiner Gemahlin auseinandersetzen über die Zukunft seines Hauses und seines Thrones. Zarina soll in Paphlagonien bei treuen Verwandten der Erziehung der Kinder leben, bis der Gemahl sie zurückruft oder bis — im anderen Falle — die Kinder als Rächer ihres Vaters auftreten können. Nur nach langem Sträuben willigt der König in diese Unterredung. Salamenes führt die Königin herein und überläßt die Beiden sich selbst (IV, 3). — Sardanapal steht unbeweglich. Jetzt fühlt er voll und ganz das Unrecht, das er seiner Gemahlin anthat. Erst als Zarina ihn mit sanfter Stimme anredet, wendet er sich ihr zu und nennt mit Innigkeit ihren Namen. Sie dankt ihm, daß er ihr die Kinder läßt, die sie nicht nur als Mutter liebt, sondern auch als zärtliches Weib, das in ihnen die Abbilder des teuren Mannes erblickt, das einzige Band zwischen ihr und dem Gatten, dessen Herz sie verlor. Sardanapal versichert, er habe sie nie verkannt, auch dann nicht als seine Liebe zu ihr erstorben sei. Er bittet sie, die Kinder zu seinen Nachfolgern und Rächern zu erziehen: sie sollen den Thron, der ihnen gebührt, nie aus den Augen lassen. Zarina verheißt ihm, sie nie etwas hören zu lassen, was den Vater in ihren Augen herabsetzen könnte. Sie hat den Gatten nie verurteilt, will also auch nichts von Verzeihung hören. Soviel Sanftmut überwältigt den König: mit dem Ruf: „Mein Weib!“ schließt er Zarina in seine Arme. Er giebt zu, daß er sie bitter kränkte und gesteht seine Schwächen ein mit den Worten: „Ich bin ein Sklave der Umstände und der Erregung, den jeder Lufthauch fortreißt, am falschen Platze auf dem Throne wie im Leben. Was ich hätte sein können, weiß ich nicht: nur eins fühl' ich: ich bin nicht, was ich sein sollte. Laß es genug sein, doch das Eine nimm mit dir: freilich war ich nicht der Mann, dein Herz und deine Liebe hoch genug anzuschlagen oder statt fremden Reizen auch nur deiner Schönheit zu huldigen, — nur weil solche Huldigung Pflicht war — und alles, was einer Kette für mich und andere ähnelte, das haßte ich — doch höre dieses Wort, vielleicht eines meiner letzten: Keiner hat je deine Tugend höher geschätzt als ich, der ich sie doch nicht zu nützen wußte, — wie der Bergmann auf eine Ader jungfräulichen Goldes stößt, eine Entdeckung, die

ihm selbst nicht nützt, die er auffindet, aber nicht sein nennt, die vielmehr einem Höheren gehört, der ihn zum Gräber bestellte, aber nicht zum Teilhaber des Schatzes, der zu seinen Füßen funkelt; er wagt ihn nicht zu heben noch zu wägen, er gräbt und gräbt nur immerfort die harte Erde um.“ — Zarina ist hochbeglückt, daß ihre Liebe Würdigung gefunden hat, sie will nun nicht mehr von seiner Seite weichen. Da erscheint Salamenes (IV, 4), um sie zu trennen. Er gemahnt sie ihrer Kinder, die dem Untergange geweiht sind, wenn sie den Empörern in die Hände fallen, da diese Nimrods ganzes Haus ausrotten wollen. Sardanapal giebt dem Schwager recht: er fleht die Gattin an, ihn in dieser Stunde nicht weich zu machen, da er doch seiner ganzen Thatkraft bedarf. Salamenes muß endlich die Bewußtlose forttragen.

Der Eindruck dieser Scene auf den König ist so nachhaltig, daß er in Grübeln darüber versinkt, wie anders sich sein Geschick gestaltet haben könnte, wenn er Zarina treu geblieben wäre. „O, zu welchem Abgrund führt ein einziges Abweichen von der breiten Heerstraße menschlicher Pflicht selbst die, welche die Huldigung der Menschheit als ihr ererbtes Recht beanspruchen und auch finden, bis sie es selbst verwirken (IV, 5).“

Myrrha tritt wieder auf (IV, 6). Unter dem Eindruck der Abschiedsscene empfängt Sardanapal die Geliebte nicht so herzlich wie sonst. Doch Myrrha läßt sich nicht abweisen. Seiner Aufforderung, ihn zu verlassen, folgt sie nicht. Sie will nicht von ihm weichen bis zum letzten Atemzuge. Diese Hingebung beschämt den König. „Laß sie mir Reich und Leben nehmen; beides sollen sie haben, nur Dich nicht.“

Salamenes meldet die Abreise der Königin (IV, 7) und zugleich neue Gefahr, da die Rebellen sich verstärkt haben. Sardanapal drängt zu schleunigem Angriff, der ruhiger überlegende Salamenes will dagegen erst den Entsatz abwarten, nach dem er gesandt hat, und einstweilen sich auf Verteidigung beschränken. Doch das Warten ist dem Könige verhaßt. „Du sprichst wie ein junger Krieger“, antwortet ihm Salamenes. — „Ich bin kein Krieger, nur ein Mann“, ruft der König, „sprich nicht vom Kriegeshandwerk! Ich hasse das Wort, und alle, die damit prunken. Weise mich dahin, wo ich mich auf sie stürzen kann!“ Trompetenstöße rufen sie in den Kampf.

Der vierte Akt bedeutet einen Fortgang der Handlung insofern, als in der Zarina-Scene Sardanapal die schwerste Probe zu bestehen hat. Und er besteht sie: er bleibt seiner Pflicht treu. In einem aber ist er auch jetzt der alte geblieben: der Friede ist ihm nach wie vor das höchste Glück für Herrscher und Volk. Der Krieg scheint ihm nur als ein zuweilen unvermeidliches Mittel zum Frieden. Eine kunstgerechte Führung des Krieges, wie Salamenes sie betreibt, dünkt ihm verabscheuenswürdig. Darnm will er fechten mit königlicher Tapferkeit, doch nicht als geschulter Krieger.

(V, 1). Myrrha steht versunken in den Anblick der Sonne, die in göttlicher Majestät solche Vorgänge auf Erden bescheint. Ihr Nachdenken unterbricht der Höfling Balea, der Lärm zu hören glaubt. Da wird Salamenes verwundet hereingeführt (V, 2). Myrrha untersucht die Wunde, wagt aber nicht, den Speer herauszuziehen, da sie für sein Leben fürchtet. Salamenes fühlt das Nahen des Todes, doch seine Gedanken weilen im Kampfe. Er sendet Boten an den König mit der Bitte, sein Amt dem Zames zu übertragen, bis der erwartete Satrap von Susa, Ophratanes, mit Entsatztruppen anlangt. Doch da erscheint der König selbst mit den Letzten seiner Getreuen. Der Kampf ist verloren, Zames tot, Altada sterbend, Sfero gefangen oder geflohen (V, 3). Nur ein kleines Häuflein hält noch mit Mühe die Mauern. Da zieht Salamenes selbst den Speer aus der Wunde und stirbt. Der König selbst hat das Unheil durch seinen Wagemut verschuldet. Er nimmt Abschied von dem Toten, den er in seinem Gemache neben seinem Throne betten läßt. So stirbt dieser Tapfere, den der Dichter als das Gegenstück zu dem Helden schuf, selbstlos, nur auf Assyriens und seines Königshauses Wohl bedacht, dabei kühn, rastlos, aber niemals jäh.

(V, 4). Nun geht es Schlag auf Schlag abwärts. Pania meldet, daß die letzten Truppen allen Mut verloren haben. Der König hofft, sie werden hinter den Mauern noch widerstehen können, bis der Entsatz da ist. Da berichtet ein Soldat von einer Überschwemmung, die einen großen Teil der Palastmauer umgerissen habe. Einstweilen schütze der hohe Wasserstand, doch wenn dieser gesunken sei, liege die ganze Wasserseite dem Angriff frei. So erfüllt sich ein altes Wort, daß die Burg erst fallen könne, wenn der Fluß ihr Feind geworden sei. — Der König weiß, nun ist sein Untergang besiegelt. Sein Entschluß ist ge-

faßt: er will als Held sterben. Er händigt Pania, dem treuen Offizier, den Schlüssel zur Schatzkammer ein. Die Getreuen sollen sich mit Schätzen beladen und ihn verlassen, die Sklaven sollen frei sein. In Paphlagonien werden sie eine Zuflucht finden und der Königin melden, was geschah. Panias Bitten, sie zu führen, sind umsonst. Dann läßt der König aus reichen Schätzen und brennbaren Stoffen einen Scheiterhaufen türmen.

Eine herbe Kränkung wartet noch des Königs. Ein Herold, entsandt vom „Könige“ Arbaces, meldet, daß der erwartete Entsatz zu diesem übergegangen sei; daß man ihm, Sardanapal, ein stilles Leben in einer fernen Provinz zusichere gegen Auslieferung seiner Kinder als Geiseln (V, 5). Der König ergrimmt über diese Schamlosigkeit: er befiehlt Enthauptung des Herolds. Doch rechtzeitig besinnt er sich und widerruft den Befehl. Beschenkt zieht der Herold von dannen: der König hat eine Stunde Bedenkzeit. Diese will er ausnutzen. Nochmals ermahnt er das Häuflein, sich mit Schätzen zu beladen. Dann sollen sie zu Schiffe gehen und ihre Abfahrt durch schmetternden Trompetenstoß anzeigen.

Dann ist es Zeit zum Abschied. Die kleine Schar der Freunde umringt ihn und küßt seine Hände und sein Gewand. „Meine besten, letzten Freunde! Laßt uns einander nicht erweichen, sondern schnell scheiden. Jeder Abschied auf ewig sollte kurz sein, sonst macht man eine Ewigkeit aus Augenblicken und hemmt die letzten, traurigen Sandkörner des Lebens durch Thränen. Geht und seid glücklich! Glaubt mir, ich bin jetzt nicht zu bedauern, viel eher für Vergangenes als Gegenwärtiges. Die Zukunft steht bei den Göttern, wenn es solche giebt. Ich werde es bald wissen!“ — Dann verlassen sie ihn.

Myrrha geht und entzündet eine Fackel an der heiligen Lampe des Baal. „Sie bleibt fest“, spricht Sardanapal zu sich (V, 6): „Meine Ahnen, die ich nun bald sehen werde, vielleicht gereinigt durch den Tod von groben Flecken eines allzu körperlichen Daseins, ich wollte eure alte, erste Stätte nicht der Plünderung durch thronräuberische Sklaven preisgeben. Habe ich euer Erbe nicht bewahrt, wie ihr es mir vertrautet, so nehme ich diesen glänzenden Teil davon, Euren Schatz, Euren Wohnsitz, Eure heilige Hinterlassenschaft an Waffen, Urkunden, Bildnissen und Trophäen, worin jene sonst geschwelgt haben würden, mit mir zu euch in jenes verzehrende Element, das die Seele am treusten darstellt, da es

in seinem feurigen Schaffen am wenigsten vom Stoffe unverzehrt läßt. Und die Flamme von diesem königlichsten ,aller Scheiterhaufen sei nicht nur eine bloße Säule von Rauch und Feuer, der Leuchtturm eines einzigen Tages am Horizont und dann ein Aschenhügel, nein; ein Licht, zu leuchten späteren Generationen, aufrührerischen Völkern und genußsüchtigen Fürsten. Die Zeit wird manches Volkes Urkunden, manches Helden Thaten auslöschen, Reich um Reich wie dieses erste fortschwemmen in das Nichts; doch gerade diese meine That wird sie dann verschonen und sie aufweisen als ein Beispiel, das Wenige sich getrauen nachzuahmen, das niemand verachten darf; aber meiden wird man ein solches Leben, das zu diesem Ende führte."

Myrrha kehrt zurück mit brennender Fackel und einem gefüllten Becher, aus dem sie nach Griechensitte ihren Göttern eine Spende bringen will. Doch Sardanapal trinkt und gießt den letzten Tropfen aus als Spende für den „trefflichen Beleses", in dem er jetzt noch den Verführer und Anstifter erblickt. Mit einer letzten Frage wendet er sich dann an Myrrha, ob sie unwiderruflich entschlossen ist, seinen Tod zu teilen. „Meinst du", entgegnet diese mit unerschütterter Festigkeit, „ein griechisches Mädchen könne nicht das für ihre Liebe thun, was indische Wittwen nur der Sitte halber thun?" Jedes wendet sich nun mit einem letzten Gruße an die Heimat, Myrrha ohne jeden Groll: „Leb' wohl, Jonien, lieblichster Fleck der Erde; bleib immer frei und schön und der Zerstörung fern! Mein letztes Gebet galt dir, meine letzten Gedanken außer einem waren dir geweiht". — Anders Sardanapal: „Leb' wohl, Assyrien! Ich liebte dich für wahr, Land meiner Väter, weit mehr als Heimat denn als Königreich. Ich sättigte dich mit Frieden und Freude — das hier ist nun mein Lohn! Nichts mehr schuld ich dir, selbst nicht ein Grab!" Dann ertönt der erwartete Trompetenstoß: Sardanapal besteigt den Scheiterhaufen, den Myrrha anzündet; dann stürzt auch sie sich in die Flammen.

So endet Sardanapal. Der Undank seiner Unterthanen ist das Einzige, was ihn bis zuletzt mit Bitterkeit erfüllt. So löst er denn noch im Sterben jedes Band zwischen sich und der Heimat, während Myrrha in der Stunde des Todes mit herzlicher Dankbarkeit ihres Vaterlandes gedenken kann, das stets ihr stärkster sittlicher Halt war.

Über den Ursprung des Dramas.

Thomas Moore bringt in seinem Werke „Life, Letters and Journals of Lord Byron (London 1838)“ pag. 478 einen Passus aus dem Tagebuche des Dichters, wo des „Sardanapal“ zuerst Erwähnung geschieht. Die Stelle lautet.

Ravenna, 13 th. of January 1821.

„Sketched the outline and Drams. Pers. of an intended tragedy of Sardanapalus, which I have for some time meditated. Took the names from Diodorus Siculus, (I know the history of Sardanapalus, and have known it, since I was twelve years old) and read over a passage in the ninth vol. octave of Mitford's Greece, where he rather vindicates the memory of this last of the Assyrians. — I carried Teresa the Italian translation of Grillparzer's Sappho, which she promised to read. She quarrelled with me, because I said that love was not the loftiest theme for true tragedy; and, having the advantage of her native language, and natural female eloquence, she overcame my fewer arguments. I believe, she was right. I must put more love into „Sardanapalus“, than I intended.“

Der Dichter lebte damals in Ravenna im intimsten Umgange mit der Gräfin Guiccioli. Aus der angeführten Stelle geht deutlich hervor, daß in dem ersten Entwurfe des „Sardanapal“ das Moment der Liebe nur eine untergeordnete Rolle spielte. Betrachten wir dagegen das uns vorliegende fertige Drama, so sehen wir ohne Weiteres, daß bei der Ausarbeitung der Dichter sich den Argumenten der Gräfin angeschlossen hat. Ihm hat also, da er selbst weitere Quellen nicht angiebt, ursprünglich wohl eine Dichtung vorgeschwebt, die sich weit mehr im Rahmen der Historie hielt.

Prüfen wir zunächst die historische Textunterlage. Byron nennt als Quelle einen griechischen Schriftsteller aus der römischen Kaiserzeit, Diodorus Siculus, der eine Weltgeschichte schrieb betitelt „Bibliotheca historica“. Buch II, Cap. 23 ff. beschäftigen sich mit Sardanapal. Der Inhalt ist folgender:

Sardanapal war der dreißigste König aus der alten Ninus-Dynastie. Er übertraf alle seine Vorgänger an Leichtfertigkeit und Verweichlichung: denn abgesehen davon, daß er sich nie außerhalb seines Palastes zeigte, lebte er auch wie ein Weib zusammen mit seinen Kebsweibern am Spinnrocken. Er äffte die Weiber nach in Tracht und Benehmen. Ein Schlemmer war er beim Mahle, ein Sklave der Wollust. Dabei frivol, wie ein Vers zeigt, den er für seinen Grabstein ersann, der in der Übersetzung etwa folgendermaßen lautet: Bedenke, daß du sterblich bist. Deshalb erhöhe deine Lebenskraft, indem du des Mahles dich freust. Wenn du einst tot bist, kannst du es nicht mehr. Denn auch ich bin Staub, obwohl ich über Ninus unendliches Reich herrsche. Nur das besitze ich wirklich, was ich gewann durch Essen, Prassen und Lieben Davon aber ist noch in reichlicher Menge übrig.

Sein Lebenswandel erweckt Unzufriedenheit im Volke. Arbaces, ein Meder von Geburt, that sich hervor durch Mannhaftigkeit und glänzende Geisteseigenschaften. Er wurde zur Empörung angestiftet durch Belesys, den chaldäischen Oberpriester, der ihm aus den Sternen sein glänzendes Geschick weissagte, und sich ihm anschloß gegen das Versprechen der Satrapie Babylonien. Arbaces bringt dann die anderen Heerführer auf seine Seite und macht sich beim Volke beliebt durch reiche Spenden und leutseliges Wesen. Durch Bestechung gelingt es ihm, den König in seinem Palaste zu beobachten, wodurch er ihn aufs Tiefste verachten lernt und seinen Entschluß reift. Er und Belesys überreden dann die Truppen zur Empörung, als gerade eine neue Aushebung zum Kriegsdienste eingestellt ist, — ein Vorgang, der sich jährlich wiederholte. Nach Jahresfrist führen alle verschworenen Feldherren ein großes Herr nach Ninive, angeblich der Ablösung halber, in Wahrheit zum Sturze der Herrschaft, so daß Arbaces nun über 400,000 befehligt. Der König merkt die Gefahr und stellt den Aufständischen die ihm treu gebliebenen Völker entgegen, die anfänglich zwei Siege erfechten. Als die Aufständischen dann den Krieg bis zum nächsten Jahre verschieben wollen, hält Belesys sie durch Weissagungen zurück. Auch eine dritte Schlacht verlieren sie: sie müssen weichen bis an die Grenzen Babyloniens und wollen schon verzagen, als Belesys für die nächsten 5 Tage einen Umschwung prophezeit. Das baktrische Contingent rückt dem Könige zu Hilfe heran. Es wird abgefangen und zur Teilnahme

am Aufstande gezwungen. Der König hat keine Ahnung von dem Abfall der Baktrer. Durch wiederholte Siege zuversichtlich geworden läßt er Weinspenden unter die Truppen verteilen und diese Gelage feiern. Die Folge ist ein erfolgreicher nächtlicher Angriff des Arbaces, der um die Ausgelassenheit im königlichen Lager weiß. Sardanapal wird unter gewaltigen Verlusten bis zu seiner Hauptstadt zurückgetrieben. Er ernennt seinen Schwager Salamenes zum Oberfeldherrn. Er selbst übernimmt den Befehl über die Besatzung der Burg. In einer Schlacht vor den Thoren unterliegt Salamenes und fällt. Sein Heer wird niedergemacht oder in den Euphrat[1]) gesprengt. Sardanapal, der die kritische Lage des Reiches erkennt, rettet seine Familie auf dem Strome nach Paphlagonien. Er selbst rüstet sich zur Verteidigung der Burg. Es existierte eine alte Weissagung, daß Ninive erst fallen könne, wenn der Fluß ihr feindlich würde, — eine Möglichkeit, mit der der König nicht rechnet. Im dritten Jahre der Belagerung schwoll der Strom durch Regengüsse und riß die Stadtmauern zwanzig Stadien weit um. Da giebt der König die Hoffnung auf. Um nicht in die Hände seiner Feinde zu fallen, türmt er einen mächtigen Scheiterhaufen, auf dem er sich, seine Kebsweiber und Eunuchen sowie den königlichen Schatz verbrennt. Die Aufständischen dringen in die Burg ein und rufen Arbaces zum König aus.

Soweit der Bericht des Diodorus. Derselbe ist mit der ganzen Trockenheit des Chronisten geschrieben, der einfach die Fakta aneinanderreiht, dem aber die Charaktere der handelnden Personen Nebensache sind. Wir erfahren über Sardanapal nur, daß er ein schwacher, der Schwelgerei ergebener Fürst war, der sich sogar aller Manneswürde entkleidete, dessen Benehmen den Beobachter mit Abscheu erfüllte. Allerdings übernimmt auch er wie der Held im Drama die Führung des Heeres, wie er aber persönlich kämpft, darüber finden wir kein Wort. Auch er stirbt auf dem Scheiterhaufen; wenn wir indessen aus den dürren Worten des Chronisten einen Schluß ziehen dürfen, so bleibt er, da seine sämtlichen Kebsweiber mit ihm sterben, der kraftlose Wollüstling, der er war, im Gegensatz zum Sardanapal der Dichtung, den gerade die selbstgewählte Einsamkeit der Todesstunde groß macht. Der

---

[1]) Diodorus versetzt Ninive vom Tigris an den Euphrat, ein Irrtum, den Byron bestehen läßt.

Tod des historischen Sardanapal erscheint als Verzweiflungsthat, nicht aber als freiwillige Sühne eines verfehlten Lebens. — Arbaces wird einfach geschildert als begabt, kühn und hochstrebend, nicht als die „kriegerische Puppe", die Byron aus ihm macht. —

Belesys (bei Byron: Beleses) ist auch bei Diodorus der Anstifter der Verschwörung, gestützt auf die ihm verständlichen Weissagungen der Sterne, ein religiöser Grübler, dagegen nicht eigentlich ein Ränkeschmied, wie bei Byron. Salamenes wird nur einmal kurz als Befehlshaber erwähnt, Myrrha und Zarina fehlen ganz.

Byron selbst sagt, er habe die Namen aus Diodorus Siculus ausgezogen, und bemerkt dann in Parenthese, daß er die Geschichte Sardanapals bereits als zwölfjähriger Knabe gekannt habe. Soll das vielleicht bedeuten, daß es ihm nur um die Namen zu thun gewesen sei, daß dagegen der Hergang, weil längst bekannt, ihn nicht mehr interessiert habe? Wohl kaum. Es ist allerdings bekannt, daß Byron bereits in ungewöhnlich frühem Alter ein lebhaftes Interesse für Geschichte verriet und schon in den Anfängen seiner Schulzeit historische Werke mit bleibendem Nutzen las,[1]) dennoch ist kaum anzunehmen, daß aus seinem Knabenalter die Schicksale einer immerhin etwas fernliegenden Persönlichkeit, wie Sardanapal ist, ihm so geläufig waren, daß er später als Mann über den Gang der Ereignisse hätte hinweglesen können. Der Ausdruck: „ich zog die Namen aus" ist also wohl für eine geringfügige Ungenauigkeit zu erklären, die in einem so intimen Schriftstücke, wie ein Tagebuch ist, vielleicht unterläuft. Der in Paranthese folgende Nachsatz ist dann nur ein Fingerzeig, daß die Idee des „Sardanapal" in der Seele des Dichters nicht neu war, wie er denn auch an anderer Stelle angiebt, schon sieben Jahre lang sich mit derselben getragen zu haben.

Vielmehr möchte es bei einer Zergliederung des fertigen Dramas scheinen, als habe der Dichter zu dessen Aufbau doch gewisse Fakta aus dem Berichte des Diodorus benutzt.

Zunächst sind sämtliche Persönlichkeiten, die im Drama und bei Diodorus vorkommen, in denselben Stellungen. Ebenso bleibt wie bei Diodorus der König zunächst siegreich. Diese Thatsache hat der Dichter sich wohl aus zwei Gründen zunutze gemacht: einmal um einen geeigneten Moment zu gewinnen für die Ein-

[1]) Vgl. Elze, Lord Byron, pg. 20, 35, 43.

schiebung der Zarina-Scene, auf die er eine besondere Sorgfalt verwandt hat, dann auch wohl, um den Helden, den „Sklaven der Umstände und des Impulses", im Lichte möglichst verschiedener Außeneindrücke erscheinen zu lassen, als Sieger und Besiegten. Wenn Byron aus drei blutigen Siegen nur ein Gefecht außerhalb der Burg macht, welches Sardanapal gewinnt, so erscheint das schon bei den uns geläufigen Grundsätzen über den Bau eines Dramas natürlich, mehr noch, wenn man in Rücksicht zieht, daß der Dichter gerade bei diesem Stücke die drei dramatischen Einheiten streng einhielt, „da er bei einem starken Abweichen von ihnen wohl Poesie für denkbar hält, aber kein Drama"[1]).

Eine weitere Anlehnung an Diodorus besteht darin, daß der Kampf zunächst außerhalb der Mauern geführt wird; erst nach dem Tode des Salamenes beginnt die Verteidigung der Burg. Zuletzt bringt das Anschwellen des Flusses und der Mauereinsturz die Entscheidung bei Diodor wie im Drama. Beiden gemeinsam ist auch die Untreue der erwarteten Entsatztruppen und die Flucht der Familie des Sardanapal nach Paphlagonien. —

Außer dem Diodorus Siculus hat Byron nach eigener Angabe „eine Stelle übergelesen im neunten Bande von Mitfords „Greece"[2]), wo dieser das Andenken dieses letzten Assyrerkönigs verteidigt". Die Stelle lautet:

For this expedition he took only a small chosen body of the phalanx, but all his light troops (Alexander der Große nämlich). In the first day's march he reached Anchialus, a town said to have been founded by the king of Assyria, Sardanapalus. The fortifications, in their magnitude and extent, still, in Arrian's time, bore the character of greatness which the Assyrians appear singularly to have affected in works of the kind. A monument representing Sardanapalus was found there, warranted by an inscription of Assyrian characters, of course in the old Assyrian language, which the Greeks, wether well or ill, interpreted thus: „Sardanapalus, son of Anacyndaraxes, in one day founded Anchialus and Tarsus. Eat, drink and love: the rest of human joys is not worth a fillip". Supposing this version nearly exact,

---

1) Vgl. Moore's Ausgabe von Byron's Works, Seite 482.

2) Genauer: John Mitford, History of Greece, 10 Bde., deren erster 1789 in London erschien. Die Stelle steht Bd. 9, Seite 371.

(for Arrian says, it was not quite so) wether the purpose has not been to invite to civil order a people disposed to turbulence, rather than to recommand immoderate luxury, may perhaps reasonably be questioned. What, indeed, could be the object of a king of Assyria in founding such towns in a country so distant from his capital, and so divided from it by an immense extent of sandy deserts and lofty mountains, and, still more, how the inhabitants could be at once in circumstances to abandon themselves to the intemperate joys which their prince has been supposed to have recommended, is not obvious: but it may deserve observation that, in a line of coast, the southern of Lesser Asia, ruins of cities, evidently of an age after Alexander, yet scarcely named in history, at this day astonish the adventurous traveller by their magnificence and elegance. Amid the desolation which, under a singulary barbarian government, has for so many centuries been daily spreading in the finest countries of the globe, whether more from soil and climate, or from opportunities for commerce, extraordinary means must have been found for communities to flourish there; whence it may seem, that te measures of Sardanapalus were directed by juster views than have been commonly ascribed to him: but that monarch having been the last of a dynasty ended by a revolution, obloquy on his memory would follow of course, from the policy of his successors and their partisans. The inconsistency of traditions concerning Sardanapalus is striking in Diodorus's account of him."

Mitford verteidigt Sardanapal also insofern (B. gebraucht den Ausdruck: rather vindicates), als er ihm für die Abfassung der fraglichen Inschrift eine ganz bestimmte Staatskunst zubilligt, als habe Sardanapal als Herrscher nach dem alten, bewährten Princip gehandelt, die Unterthanen sich amüsieren zu lassen, um sie ungefährlich zu machen. Byron hat sich indessen dieser Verteidigung absolut nicht angeschlossen. Er hat die Stelle als solche allerdings verwandt, ja, er hat die Inschrift fast wörtlich in das Drama aufgenommen (I, 3), aber er bringt sie in der Exposition als einen Ausdruck jener epikuräischen Lebensauffassung, die den Helden kennzeichnet, und die ihm deswegen Salamenes scharfen Tadel einträgt. — Am Ende des betreffenden Passus verweist

Mitford selbst auf Diodorus Siculus, den er also offenbar gelesen hat. Dann hättr ihm doch auffallen müssen, daß auch Diodorus den Sardanapal einen Vers verfassen läßt, zwar nicht als Dank, — sondern als Grabschrift für sich selbst. Aber die Tendenz des Verses ist dieselbe wie die auf dem Gründungsmonument der beiden Städte, das Alexander der Große auffand. Sollte nicht zwischen beiden Versen ein Zusammenhang bestehen können?

Byron spricht sich nicht selbst darüber aus, ob er den Verteidigungsversuch Mitfords geprüft und dann verworfen habe. Wahrscheinlich hat er wohl die Erwähnung des Städtebaues, von der Diodorus nichts weiß, gerade wegen der Inschrift als ein in den Rahmen der Charakterzeichnung leicht einfügbares Stück Material betrachtet und ihr im Drama die innere Begründung gegeben, die jeder Unbefangene aus den Versen sofort herausliest und die mit der des Diodorus zusammenfällt, wenn man einen Connex beider Inschriften annimmt.

Die Hauptpersonen des Dramas und ihr Verhältnis zu einander.

In Elzes „Lord Byron“ findet sich im XI. Kapitel „Byrons Stellung in der Litteratur“ folgender Passus:

„Höher als Byrons venetianische Dramen steht in vieler Hinsicht der „Sardanapal“, dessen lyrischer Stoff dem Dichter mehr zusagte und ihm gestattete, seinen Subjektivismus, den er in den venetianischen Dramen hatte zurückdrängen müssen, voll und warm in das Stück hineinzulegen. Die Gräfin Guiccioli findet, der „Sardanapal“ sei eine conception plus noble que Hamlet; vermutlich ist sie durch die lyrischen Schönheiten und mehr noch durch die Porträtähnlichkeiten bestochen worden; denn der Held ist offenbar Byron selbst, seine Geliebte Myrrha ist die Gräfiu, und das Verhältnis zu seiner Gemahlin Zarina ähnelt dem zu Lady Byron. Sardanapal ist ein lyrischer Weichling, der durch Empörung getrieben sich aus seiner Schwelgerei zu einigem

Heldenmute aufrafft und mit Ehren untergeht. Seine Verweichlichung, um die ein edles und liebenswertes Gewand geworfen ist, sein Egoismus und seine Menschenverachtung, die mit Gutmütigkeit Hand in Hand geht, sowie seine Eitelkeit, aber auch seine Aufraffung sind diejenigen Byrons. Die Eitelkeit geht so weit, daß sich Sardanapal nach Anlegung der Waffen einen Spiegel bringen läßt, in dem er sich bewundert. Byron bemerkt zwar, das sei ein historischer Zug des Kaisers Otho, doch er täuscht uns damit nicht. Im vierten Akt schildert sich Sardanapal-Byron mit folgenden Versen:

Ich bin ein Sklav der Umständ und Erregung,
Ein Spielball jedes Windhauchs, aus Versehn
In diese Welt und auf den Thron gesetzt.
Konnt ich ein Anderer werden? Eins empfind ich:
Ich bin nicht, was ich sollte.

Myrrhas Abschiedsgruß an ihre Heimath Jonien kommt gleichfalls aus des Dichters eigenem Herzen:

Leb' denn wohl, Du Erde!
Und, schönstes Erdenland, leb' wohl, Jonien!
Sei immer frei und schön und weit entrückt
Dem Elend! Dir gehört mein letztes Fleh'n,
Dir meine letzten Grüße.

Neben diesen lyrischen Ergüssen ziehen sich Byrons Skepticismus und sein Haß gegen das Pfaffentum durch das ganze Stück. Arbaces, der Krieger, und Beleses, der Priester, erheben sich nirgends über das Typische."

In dieser kurzen Besprechung des „Sardanapal" ist die Ansicht ausgedrückt, daß Byron in dem Drama sich selbst sowie auch Persönlichkeiten und Verhältnisse seiner Umgebung gezeichnet hätte. Elze behauptet dieses hinsichtlich des Helden, seiner Geliebten Myrrha und des Verhältnisses Sardanapals zu seiner Gemahlin Zarina. Außerdem sind nach seiner Ansicht Byrons Skepticismus und sein Haß gegen das Pfaffentum in dem Stücke verewigt. Prüfen wir zunächst die Behauptung, soweit sie Sardanapal betrifft.

I. Sardanapal.

„Eat, drink and love: the rest 's not worth a fillip."
Diese Worte sind es, die Sardanapals Lebensauffassung am

prägnantesten ausdrücken: er ist Epicuräer durch und durch. Die Philosophie der Epicuräer erblickte im Genusse die höchste Glückseligkeit, aber nicht im Genusse des Moments, sondern in einem über das ganze Leben sich erstreckenden Dauerzustande der Lust. Diese Anschauung wurde freilich veredelt, indem sie in Zusammenhang mit dem sittlich Guten gebracht wurde.

Beides paßt auf Sardanapal. Sein Leben ist ein fortwährender Genuß, doch sagt er von sich selbst, daß er keine Lust für sich beanspruche, die er nicht auch seinem Volke gönne. Gerade dadurch ist ja seiner Selbstsucht „ein edles und liebenswürdiges Gewand umgeworfen", um Elzes Ausdruck zu wiederholen. Die menschenfreundliche Gesinnung als Folge epicuräischer Lebensauffassung ist auch Sardanapal eigen. Er wünscht seinem Volke alle Segnungen des Friedens; er ist überzeugt, daß man ihn segnen muß, wenn er zum Genusse des Friedens selbst den Weg weist. Ruhm ist ihm gleichgiltig, ja verhaßt, der Begriff von Ruhm wenigstens, der ihm durch seine Umgebung von Jugend an gepredigt wurde. Ein Fürst des Krieges ist in seinen Augen schlechthin ein Tyrann. „Beim großen Baal! Der Mensch will mich zum Tyrannen machen", (I, 3) ruft er lachend aus, als Salamenes seine Vorhaltungen beginnen will. Auf seine Vorfahren, die das Reich gründeten und erhielten, im steten Kampfe, wirft er seinen Spott. Der Ruhm seiner „kriegerischen Großmama" Semiramis erscheint ihm als ein leeres Phantom: er muß derer gedenken, die auf Indiens Gefilden massenhaft ohne wahren Zweck hingeschlachtet wurden.

Am 15. Januar 1821, also in den ersten Entstehungstagen des „Sardanapal", schrieb Byron in sein Tagebuch[1]: The only pleasure of fame is, that it paves the way to pleasure; and the more intellectual our pleasure, the better for the pleasure and for us too".

Kann eine epikuräische Lebensauffassung concreter ausgesprochen werden? — Aber, fragt man weiter, ist dieser Begriff „fame", von dem der Dichter spricht, denn überhaupt noch als Ruhm zu fassen? Er dient doch dazu, „den Pfad zum Genusse zu pflastern", ist also, mit anderen Worten, nicht Endzweck, sondern er dient dem Genusse als Mittel. Die Antwort giebt uns viel-

[1]) Moore, Life, Letters and Journals, pg. 479.

leicht Elze [1]): „Seine Ruhmbegierde war nicht echt: sein unauslöschlicher Durst war nicht sowohl auf Ruhm als auf Berühmtheit gerichtet, — Berühmtheit um jeden Preis. Wenngleich er es hier und da in Abrede stellt, so war dies doch das Endziel seines Lebens. Er wußte namentlich in Italien und Griechenland nur zu gut, daß die Augen der Welt auf ihn gerichtet waren und that alles Mögliche, sie auf sich gerichtet zu erhalten.“ — Also die Genugthuug gekitzelter Eitelkeit wäre es, die ihm jenes „pleasure“ bereitet, das für ihn das Erstrebenswerte am Ruhme ist.

Elze zieht an einer anderen Stelle [2]) eine Parallele zwischen den italienischen Dramen Byrons und dem satirischen „Don Juan“, dessen Entstehung (1819—1824) ebenfalls in des Dichters italienische und teilweise auch in die griechische Periode hineinfällt, „neben dem der Idealismus der Dramen wie ein starker Doppelstrom einherlaufe“. In der 14. Strophe des IX. Gesanges legt der Dichter ein Bekenntnis ab:

J am neither Alexander nor Hephaestion,
Nor ever had for abstract fame much passion;
But would much rather have a sound digestion
Than Bonaparte's cancer: — could I dash on
Through fifty victories to shame or fame
Without a stomach — what were a good name?

„Abstrakter Ruhm kirrt ihn wenig“, sagt sein Übersetzer Gildemeister [3]). Er ist nicht geneigt, seine Behaglichkeit einem Phantom zu opfern. — Auch Sardanapal verlangt vom Ruhm, wenn es Ruhm denn geben soll, einen ganz greifbaren Erfolg: dem Bacchus will er Bescheid thun, doch nicht um seiner Kriegsthaten willen, um derentwillen ihn die blöde Masse als Gott verehren mag (I, 3):

„But here, here in this goblet is his title
To immortality — the immortal grape
From which he first express'd the soul and gave
To gladden that of man.“

Das ist allerdings kein „abstrakter Ruhm“, was er dem Bacchus mit diesen Worten zuerkennt, sondern die Möglichkeit eines Genusses, eine Glückseligkeit, die vergeistigt wird in den Worten an Salamenes:

---

[1]) Elze, Lord Byron, pg. 347.
[2]) Lord Byron, pg. 244.
[3]) Lord Byrons Werke, übersetzt von Gildemeister, Berlin 1864.

Thou thinkest him a hero,
That he shed blood by oceans; and no god,
Because he turn'd a fruit to an enchantment,
Which cheers the sad, revives the old, inspires
The young, makes Weariness forget his toil,
And Fear her danger, opens a new world,
When this, the present, palls.

Der blutige Ruhm des Krieges ist es speziell, der Sardanapals Widerwillen erregt, obgleich gerade, wie der König sich selbst nicht verhehlt, kriegerische Thaten für seine Dynastie Lebensbedingung sind. — Dieses Phantom des Kriegsruhmes, dem menschliche Herrschgelüste nachjagen ohne einen Gedanken an nutzlos geschlachtete Menschenleben, hat Byron im Don Juan mit einem sonderbaren, aber packenden Gemisch von Entsetzen und Lächerlichkeit so drastisch geschildert. Daher jene Kämpfe um die Festung Ismaïl, so grauenvoll anschaulich und dabei so durchtränkt von grimmiger Ironie über menschliche Verblendung. Daher seine Empörung über die blutige Herrschsucht der Zarin Katharina, die mit stolzem Siegeslächeln die Nachricht von dem Ausgange des Gemetzels vernimmt[1]), die sich amüsiert über Suwaroffs tolle Knittelverse, mit denen er „erschlagene Tausende in russische verrückte Reime bringt".

Deshalb macht er Suwaroff[2]) zu einer Art von grausigem Hanswurst, der als Poët seine eigenen Bluttthaten in Versen feiert, der anderseits in eigener Person den Korporal spielt und einzelne Truppenteile im Sturmlaufen drillt. Nur ein einziger Krieg ist erlaubt: der Freiheitskrieg.

Dagegen auf der anderen Seite des Dichters rühmende Worte für den jungen Don Juan, der im ärgsten Gewühl des Massenmordes der Stimme der Menschlichkeit noch zu folgen vermag und ein ängstlich weinendes Kind vor der Mordlust der Soldateska rettet.

Diese Menschenliebe teilt auch Sardanapal. Sie ist bei ihm die Folge eines rein subjektiven Empfindens, das ihm alles menschliche Wollen als wertlos erscheinen läßt. Darum will er seine Unterthanen „ohne Kummer dem Grabe zuwandern sehen" (I, 3). So wird denn seine Menschenliebe sein Verhängnis: er verfällt

---

1) Don Juan, IX, 59 ff.
2) Don Juan, VII, 51 ff.

selbst der Ausschweifung, die ihm die Beherrschung seiner selbst raubt. Er beginnt, sich als verkannt zu fühlen und klagt sein Volk der Undankbarkeit an, als er von der allgemeinen Unzufriedenheit erfährt. Daraus resultiert eine gewisse Bitterkeit, die sich seiner bemächtigt, die noch aus seinem Scheidegruß an die Heimat herausklingt.

„Byron," bemerkt Elze[1]), „war zwischen Schönheit und Verkrüppelung von Natur gestellt und schon dadurch ein Schwanken seines Gemütes bedingt. Die erstere erzeugte Eitelkeit in ihm, die zweite Bitterkeit." Diese Bitterkeit steigerte sich in ihm durch die unzarten Bemerkungen seiner launischen Mutter, seiner Jugendgeliebten Ann Chaworth und namentlich auch durch die herben Erfahrungen, die er in der Ehe machte. So entstand eine Verachtung alles Menschlichen in ihm, die, gepaart mit Eitelkeit, ihn das Leben wie eine Comödie auffassen ließ. Eine Stelle seines Tagebuches, die wir bei Moore[2]) finden, ist für diese Auffassung charakteristisch. Am 24. Januar 1821, also 11 Tage nach Beginn des Sardanapal, schrieb der Dichter in das Tagebuch: „Vive la bagatelle! The Germans are on the Po, the Barbarians as the gate, and their masters in council at Leybach, and lo! they dance and sing and make merry, for so morrow they may die. Who can say that the Arlequins are not right?" So erschien ihm der Mensch oft als Schauspieler, und wahrlich, er selbst spielte Comödie sein Leben lang. Byron war schön und wußte das: seine Erfolge bei den Frauen hatten es ihn gelehrt. Diese Erfolge machten ihn eitel. Anderseits that die ewige Furcht, dieselben möchten durch seinen Geburtsfehler beeinträchtigt werden, das Ihre, und so entstand sein durch und durch gekünsteltes Wesen, sein fortwährendes Posestehen. „Er stand vor der Welt wie vor einem Spiegel", schreibt Elze[3]), „und die Pose wurde ihm fast zur Natur; er lebte gleichsam auf der Bühne und kokettierte mit der Welt." Deutlicher können wir kaum an die Spiegelscene im „Sardanapal" (III, 3) erinnert werden. Macht es nicht Sardanapal in jenem bedeutsamen Augenblick auch wie ein Schauspieler, der, im Begriffe, auf die Bühne zu treten, noch durch einen letzten Blick in den Spiegel sich überzeugt, ob er auch eine seiner Rolle entsprechende Figur abgiebt?

[1]) Lord Byron, Seite 342.

[2]) Life, Letters and Journals, pag. 481.

[3]) Lord Byron, pag. 347.

Byron macht selbst darauf aufmerksam, er habe diesen Gedanken aus Juvenal entlehnt, der diesen eigenartigen Zug vom Kaiser Otho erzählt. In einem Briefe an Murray verteidigt er diese Entlehnung, indem er den Zug „als vielleicht zu familiär, aber historisch und bei einem Weichling natürlich" erwähnt[1]. Warum hat er denn nötig, diese Scene seinem Verleger gegenüber so genau zu begründen? Jedenfalls hat er das Gefühl gehabt, als müsse dieselbe durch ihre unvermittelte Seltsamkeit den Leser stutzig machen und zum Nachdenken darüber reizen, ob sie nicht auf eine ganz bestimmte Persönlichkeit deuten soll. Deswegen gebraucht er eine Begründung, die an und für sich durchaus glaubhaft klingt. Aber wie sollte er darauf kommen, Züge eines römischen Kaisers einem assyrischen Könige unterzuschieben und noch dazu solche Einzelheiten, von deren Vorkommen oder Nichtvorkommen die Handlung in keiner Weise abhängig ist? Daß dieser Vorfall für Otho historisch und für einen Weichling — ganz allgemein gesagt — natürlich ist, erscheint wohl kaum als genügender Grund.

Gerade diese Spiegelscene ist außerdem für die Thatsache charakteristisch, wie Sardanapal dem Augenblickseinflusse der verschiedensten Stimmungen unterworfen ist. In einem Momente des höchsten Ernstes, wo er ganz König und Krieger sein sollte, findet er Zeit, einer nichts weniger als männlichen Laune der Eitelkeit nachzugeben. Ihm fehlt die innere Harmonie. Sein Subjektivismus verläßt ihn keinen Augenblick. Er hat sich aufgerafft zum Handeln, — plötzlich, unvermittelt. Auch von jetzt an bleiben seine Thaten Folgen des Impulses. Er ist empört über die Untreue, und mehr diese augenblickliche Empörung als das Bewußtsein der Königspflicht drückt ihm die Waffe in die Hand. Er hat sich geschmeichelt, seinen Unterthanen ein gütiger Herr gewesen zu sein — um so größer ist sein Zorn, als diese ihm seine Güte nicht Dank wissen. Doch eben dieser Mangel des Pflichtbewußtseins ermöglicht es, daß in einem Augenblicke, dessen Bedeutung ihn völlig absorbieren sollte, so selbstische Gedanken in ihm aufkommen können. Wir empfinden unwillkürlich, daß eine solche Aufraffung nicht nachhaltig sein kann, und thatsächlich giebt Sardanapal, eben erst aus dem Kampfe zurückgekehrt, dem Salamenes durch seine Schwärmerei für Myrrha bereits wieder Grund, einen Rückfall in

---

[1]) Life, Letters and Journals, pag. 512.

die alte Schwäche zu befürchten, der nur durch das Zusammenwirken Salamenes' und Myrrhas verhütet wird.

Bei Byron war der Mangel an Pflichtbewußtsein und Ausdauer die Folge einer fehlerhaften Erziehung. Eine exaltierte, dabei ungebildete Mutter, deren Wesen niemals das Gefühl der ersten Pflicht, der Kindespflicht, in ihm zu wecken wußte, außerdem eine anfangs mangelhafte, später durchaus einseitige wissenschaftliche Ausbildung, die seinen Lerneifer nicht anspornte, sondern ihn seinen persönlichen Neigungen nachgehen ließ, tragen die Schuld daran, daß er, innerlich stets auf sich allein angewiesen, sich daran gewöhnte, sein Handeln von Augenblicksbestimmungen abhängig zu machen, in denen er von einem Extrem ins andere geworfen wurde. So lernte er wie Sardanapal „alles hassen, was einer Kette ähnelt", also auch den durchaus objektiven Begriff „Pflicht" unterschätzen. Er blieb ein Opfer seiner schnell wechselnden subjektiven Eingebungen und erreichte nie eine völlige innere Harmonie.

Byron lebte, als er den Sardanapal schrieb, in Italien. Hinter ihm lag häusliches Unglück, Kampf gegen die heuchlerisch-orthodoxe englische Gesellschaft, ein friedliches Dichterstillleben in der Schweiz, dem ein wüster Sinnentaumel in Venedig folgte. Er hätte, wäre nicht die Gräfin dazwischen getreten, vielleicht sich selbst verloren. Der Umgang mit ihr und der Familie Gamba gab ihn sich selbst wieder. Italien drängte damals zur Befreiung vom Joche Österreichs. Die gräflich Gamba'sche Familie nahm an der Entwicklung der politischen Lage den regsten Anteil und zog auch den leicht entflammten Byron in das heimliche Parteigetriebe der Carbonaria. Damit kommen wir auf einen der widerspruchsvollsten Punkte im Leben Byrons, auf seine Theilnahme an der Politik.

Der Dichter hat, wie bei seiner Veranlagung vorauszusehen, darin die sonderbarsten Wandlungen durchgemacht.

Er war bis zu Napoleons I. zweiter Gefangenschaft ein glühender Verehrer des gewaltigen Corsen. Diese Thatsache erscheint rätselhaft, wenn wir den sanften Friedensfürsten Sardanapal reden hören, wenn wir in Don Juan der Dichters flammende Empörung über die zweite Katharina vernehmen.

Byron war eine durch und durch subjektive Natur, die stets nach eigenem Gutdünken handelte, unbekümmert um die Mitwelt. Sein stark ausgeprägter Eigenwille, sein Stolz auf seine bevor-

zugte Adelsstellung, alles deutet darauf hin, daß in ihm der Wille zur Macht gährte. So fühlte er sich mit dem großen Corsen innerlich verwandt, der es wagen durfte, die dem Alltagsmenschen gesetzten sittlichen Schranken zu durchbrechen und nur seinem Herrschertriebe zu folgen. „To be the first man is next to Divinity", schreibt Byron am 23. November 1813 in sein Tagebuch[1]). Wenn er diese Anschauung hegte, mußte ihm in jener Zeit allerdings Napoleon vorschweben, der, aus Rußland geflüchtet, bei Leipzig aufs Haupt geschlagen, noch ein Heer sammeln konnte, um im eigenen Lande sein erschüttertes Reich zu verteidigen. Als der Gewaltige zu einem letzten übermenschlichen Versuche sein Exil in Elba verließ, war Byron einer derer, die ihm zujubelten. Um so bitterer war er enttäuscht, als nach endgiltigem Sturze sein Abgott es ertrug, ein Leben in Trägheit und Vergessenheit weiterzuführen.

'T is done, — but yesterday a king
And arm'd with kings to strive —
And now thou art a nameless thing,
So abject — yet alive.

Mit diesen Worten beginnt er seine „Ode to Napoleon Buonaparte", die er schrieb, als ihm bekannt geworden war, daß Napoleon nach der Katastrophe von Waterloo sich ergab. Auch in seinem Tagebuche finden wir Stellen, die auf jenes Ereignis Bezug haben. Sulla, Diocletion, Karl V. und andere Despoten, die vor ihrem Ende von den Höhen des Lebens herabstiegen, werden in dem Gedichte zum Vergleich herangezogen: aller Ausgang findet er rühmlicher als den seines gestürzten Pagoden. Einer aber erscheint ihm groß und unantastbar — Washington, der Held der amerikanischen Freiheit. So springt seine Verehrung plötzlich über vom Despoten zum Freiheitshelden. Der grundlegende Unterschied zwischen beiden Männern wird ihm mit einem Schlage klar: der schrankenlose Herrscheregoismus des Corsen räumt das Feld vor der großen Vaterlandsliebe des Amerikaners, deren reine Selbstlosigkeit jeder Probe standhält. — Freilich, letzterer ist der Vertreter einer demokratischen Staatsform, doch darauf kommt es nicht an. In dem Augenblicke galt dem Dichter nur der Freiheitskämpfer als Mensch, nicht die Folgen seiner Überzeugung, d. h.

[1]) Life, Letters and Journals, pag. 205.

die weitere politische Entwicklung. Byron war umgekehrt von der Schwärmerei für den großen Ichmenschen zur Verehrung für den selbstlosen Freiheitskämpfer, dessen Streben nicht unumschränkter persönlicher Besitz der Freiheit war, sondern die Schaffung eines Bodens, auf dem das Individuum sich frei entwickeln konnte. Ob bei dieser Schaffung thatsächlich ein Griff gethan, d. h. eine Staatsform gewählt wurde, der Byron nicht zuneigte, das kommt erst in zweiter Linie in Betracht.

Aus der plötzlichen Verehrung für Washington darf also nicht etwa eine demokratische Staatstendenz des Dichters gefolgert werden.

Freilich ist Byron seit dem Sturze Napoleons seinem Hasse gegen den Despotismus stets treu geblieben: denn er erblickte in diesem ein kulturfeindliches Element, ein Hemmnis aller freien Entwicklung.

For me, I deem an absolute autocrat
Not a barbarian, but much more than that.
And I will war, at least in words (and should
My chance so happen — deeds) with all who war
With Thoughts — and of Thought foes by far most rude
Tyrants and sycophants have been and are.
I know not, who may conquer: if I could
Have such a prescience, it should be no bar
To this my plain, sworn, downright detestation
Of every despotism in every nation.

So spricht er im „Don Juan" (IX, 23f.) sein freiheitliches Glaubensbekenntnis, und so kommt sein Subjektivismus wieder zu seinem Rechte: er will Gedankenfreiheit als Grundlage des Staatswesens. Die klägliche absolutistische Reaktion, die der napoleonischen Ära auf dem Fuße folgte, entfachte wie in allen freiheitsliebenden Männern jener Tage auch in Byron den ungestümen Drang nach einer starken Förderung individueller Entwicklung. Anderseits scheint ihm die Pöbelherrschaft höchst verächtlich, und er läßt den eben angeführten Strophen eine Vorwegnahme jeden Verdachtes folgen, als könne er sich zum Führer der Massen machen wollen zum Besten der Demokratie:

It is not, that I adulate the people:
Without me there are demagoges enough
And infidels, to pull down every steeple
And set up in their stead some proper stuff.

Byron war nicht Feind des Thrones, aber jenes schamlose Leben, das das welfische Königshaus unter Georg dem Dritten und seinem Sohne, dem „ersten Gentleman Europas" auf Kosten eines geknechteten Volkes führte, empörte ihn. Im XII. Gesange des „Don Juan" enthält die 83. Strophe ein offenes Wort an den Despotismus, dem gegenüber der Dichter sich als Verfechter einer constitutionellen Monarchie bekennt:

A king in constitutional possession
Of such a throne, as is the proudest station,
Though despots know it not, till the progression
Of freedom shall complete their education.
'T is not mere splendour makes the show august
To eye or heart, — it is the people's trust.

Er wollte eine Herrschaft, die auf der Liebe des freien Mannes zu seinem Fürsten basiert sein sollte. So geht denn Rudolf v. Gottschall wohl nicht fehl, wenn er von Byrons Dichtungen sagt, „daß die großen Probleme des 19. Jahrhunderts sich in ihnen spiegeln".

Und doch kann man sagen, daß Byron seiner eigentlichsten Anlage nach Despot war. Durch das Anerkennen fremder Freiheitsberechtigung will er vielleicht nur das Recht erwerben, in der Führung seines Lebens sich für seine Person über alle Schranken hinwegzusetzen. Seine oft jäh hervorbrechende Rücksichtslosigkeit wie auch sein oft kindischer Stolz auf seine Peerstellung zeigen uns sein eigentliches Ich. Er hat es nie gelernt, der Mitwelt auch nur das kleinste Opfer an Persönlichkeit zu bringen, und für seinen plötzlichen Despotenhaß bot nachher wohl die Thatsache einen dauernden Grund, daß er von der verkommenen Gesellschaft des reaktionären Despotismus zum Sündenbock gemacht war. Jedenfalls hätte Byron bei scharfer Selbstprüfung, die freilich nie seine Sache war, wohl erkennen können, daß sein Haß gegen jede Art des Despotismus auf Selbstgewöhnung beruhte, also eigentlich eine secundäre Erscheinung war.

Und das gilt auch für Sardanapal. Seine Milde ist, wenn er ehrlich gegen sich selbst sein will, eben nur die Folge eines unbewußten Trachtens, für sich den weitesten Raum zu haben. Als er die Folgen dieser Milde sieht, zeigt er uns im Affekt seine wahre Natur: seine Unterthanen sind plötzlich Sklaven und Schur-

ken, die einen Tyrannen verdienen, gegen die „er sein Schwert gebrauchen will, bis sie wünschen, es wäre eine Kunkel“ (I, 3).

Solche spontane Äußerungen rücksichtslosen Willens sind gerade bei ausgeprägt subjektiven Charakteren häufig. In dem jähen Aufbrausen gegen den Herold, der doch nur ein unfreiwilliger Überbringer der kränkenden Botschaft des Arbaces ist, äußert sich ebenfalls die Despotennatur mit größter Schärfe.

* * *

In den Reden Sardanapals spielt außer seiner Lebensphilosophie und seinen socialen Anschauungen auch die Religion eine gewisse Rolle, die, was gleich vorausgeschickt werden soll, wie alle Züge seines Wesens nicht frei sind von Widersprüchen. Auch für Byron konstatiert Elze[1]) eine „schwankende Haltlosigkeit auf religiösem Gebiete“, die unter seinen Landsleuten einen fortwährenden Streit über seine Religion hervorrief.

Byrons Mutter war eine eifrige Kirchgängerin, die der Knabe in Aberdeen regelmäßig in den Gottesdienst begleiten mußte, ob ihn nun die Predigt langweilen mochte oder nicht. Leider stimmte die strenge Rechtgläubigkeit der Mutter wenig zu dem Wesen, das sie dem Kinde daheim zeigte. Außerdem bot das nüchterne Aeußere des Protestantismus, zumal des schottischen, seiner frühe sich regenden Phantasie zu wenig. Dazu kam, daß er frühe sich selbst überlassen blieb und seine freie Zeit mit ländlichen Streifereien ausfüllte. So gewöhnte er sich schon als Knabe an eine Art von Naturgottesdienst, dem er auch in seinen Werken immer treu blieb. Das Meer und das Gebirge sind die beiden Seiten der Landschaft, die ihn mit einer freilich von hochkirchlicher Askese weit verschiedenen Andacht erfüllten.

Später in seinen Universitätsjahren war der orthodoxe Zuschritt der Hochschule einer der Gründe, die ihn derselben fernhielten. So trat er ins Leben ein, calvinisch erzogen und doch kein Calvinist. — Aber Rechtgläubigkeit war für eine Persönlichkeit der Londoner Gesellschaft jener Tage, die mit sittlicher Verkommenheit die widerlichste Frömmelei verband, eine Frage von Bedeutung. So kam es, daß Byron, er mochte wollen oder nicht, bis zu einem gewissen Grade im Banne der anglikanischen Kirche blieb, — was er selbst übrigens nicht leugnete.

[1]) Lord Byron, Seite 369.

For I was bred a moderate Presbyterian

schreibt er von sich selbst im „Don Juan", XV, 91.

Trotzdem hat man von allen Kanzeln Englands auf ihn geschimpft und gewettert — mit welchem Recht? Wie weit ging denn sein Mangel an Rechtgläubigkeit?

I speak not of man's creeds. — They are between
Man and his Maker,

diese Ansicht, die er im „Childe Harold" IV, 95 vertritt, war allerdings in den Augen der englischen Gesellschaft ein Verbrechen. Das herrschende Princip war das der Wohlanständigkeit; es gehörte eben mit dazu, sich zur Kirche zu halten, wenn auch nur äußerlich. Das Recht der rein individuellen Überzeugung, des selbstthätigen Denkens in Glaubenssachen, das Luther so unerschrocken stets verteidigte, hatte der Calvinismus sich nicht zueigen gemacht: er verlangte nur Glauben um jeden Preis. Doch dieses Recht der Denkfreiheit wollte Byron sich nicht beschneiden lassen:

— 't is a base
Abandonment of reason to resign
Our right of thought (Harold IV, 127).

So hatte Byron den Protestantismus nur in der Entstellung kennen gelernt. Kein Wunder, wenn er hier und da dem Katholicismus gewisse Vorzüge einräumt, wie uns die Gräfin Guiccioli erzählt[1]). Nach ihr sprach Byron sich dem jungen Grafen Gamba gegenüber folgendermaßen aus: „As for Catholicism, so little it is objectionable to me, that I wish my daughter to be brought up in that religion, and some day to marry a Catholic. If Catholicism, after all, suggests difficulties of a nature which it is difficult for reason to get over, are these less great than those which Protestantism creeds? Are not all the mysteries common to both creeds? Catholicism at least offers the consolation of Purgatory, of the Sacraments, of absolution and forgiveness, where as Protestantism is barren of consolation for the soul". — Diese Ansicht über den Protestantismus mag irrig sein; jedenfalls ist sie erklärlich aus der Intoleranz des englischen Calvinismus, der sich hinter seinen Dogmen verschanzte und über jeden den Stab brach, der auch nur um ein Jota von diesen abwich.

---

[1]) My Recollections of Lord Byron, I, pag. 165.

Indessen auch in Glaubenssachen blieb Byron ein Mensch des Impulses, und wenn er religiöse Denkfreiheit vertritt, so thut er das nicht auf Grund einer durch intensive, gründliche Denkarbeit gewonnenen Überzeugung, sondern einfach in dem instinktiven Verlangen, unbequeme Fesseln abzuschütteln. Immerhin blieb er religiösen Eindrücken sehr zugänglich, wie auch Galt zugiebt[1]: „To claim for him any credit as a pious man would be absurd; but, to suppose he had not as deep an interest as other men, in his soul's health and welfare, was to impute him a nature which cannot exist. Being, altogether, a creature of impulses, he certainly could not be ever employed in doxologies, or engaged in the logomachie of churchmen; but he had the sentiment, which, at a tamer age, might have made him more ecclesiastical. There was as much truth as yoke in the expression, when he wrote:

I am myself a moderate Presbyterian".

Zum Studium der Einzelheiten fehlte es ihm an religiöser Ausdauer. Er war zwar ein großer Verehrer der Bibel, wie Elze[2]) meint, nicht nur der poetischen Schönheiten halber, aber das Dogma rief in mehr als einer Beziehung seinen Widerspruch wach. Die Gräfin Guiccioli möchte gar zu gern für den Dichter eine positive Gläubigkeit ansetzen und seinen Widerspruch gegen das Dogma nur als eine geringfügige Abweichung vom ganzen System der Religion hinstellen. Nun, die Gräfin war eine gute Katholikin. Außerdem war sie zur Zeit ihres Verkehrs mit Byron eben erst aus der Klostererziehung entlassen. Wenn wir es gelten lassen wollen, daß die Frau im Gegensatz zum Manne mehr mit dem Gemüte arbeitet als mit kritischem Verstande, so können wir ihr nachfühlen, daß eine gewisse positive Gläubigkeit des Geliebten einer ihrer Herzenswünsche war. Derartige Regungen eines Frauenherzens sind nicht neu: z. B. erkennt auch Goethe sie an. Wir brauchen nur an Gretchen zu denken, die Faust „katechisiert", wie Mephisto höhnt. Es ist wohl schwer zu fixiren, bis zu welchem Grade bei der Gräfin der Wunsch der Vater des Gedankens war, in einem Punkte aber müssen wir ihr beipflichten, und der ist allerdings gerade für den „Sardanapal" wesentlich: die Gräfin erzählt übereinstim-

---

[1]) Life of Lord Byron, pag. 282.
[2]) Lord Byron, Seite 372.

mend mit Moore, Galt, Dr. Kennedy u. a., daß Byrons Skepsis sich namentlich auf das Jenseits erstreckte, und daß er in dieser Hinsicht sich selbst einen Skeptiker genannt habe.

Elze schreibt[1]): Die Unsterblichkeit hat Byron niemals geleugnet, doch war seine Hoffnung darauf wohl recht schwach, und seiner Ueberzeugung nach folgte auf den Tod aller Wahrscheinlichkeit nach der ewige Schlaf, die buddhistische Nirwana."

Nach Moore[2]) schrieb Byron am 25. Januar 1821 in sein Tagebuch eine Notiz über die Unsterblichkeit der Seele: „It has been said, that the immortality of the soul is a „grand peut être", but a „grand" one. Every one clings to it — the stupidest, and dullest, and wickedest of human bipeds is still persuaded that he is immortal."

Elze nennt Byron „mehr als gewöhnlich widerspruchsvoll" in diesem Punkte. Das gilt auch für Sardanapal.

Wir finden im Drama die erste Berührung der Frage in der dritten Scene des I. Aktes, wo Salamenes den König um seinen Siegelring bittet als das Zeichen schrankenloser Vollmacht und zuerst eine abschlägige Antwort bekommt.

> I'll trust no man with unlimited lives;
> When we take those from others, we nor know,
> What we have taken, nor the thing we give.

Die Worte enthalten nur ganz allgemein die Ansicht, daß, was nach dem Tode mit uns vorgehen wird, für uns in ein unklares Dunkel gehüllt ist, — dieselbe Ansicht, die der Dichter in der angeführten Stelle seines Tagebuches vertritt unter Anwendung des Rabelais'schen Ausdruckes „grand pent-être".

Anders klingen die Worte, die Sardanapal dem Beleses erwidert, als dieser ihn auffordert, die Sterne, aus denen die Priester Chaldäas ihre Weisheit schöpfen, nicht zu lästern. Sardanapal antwortet ihm:

> O, for that — I love them:
> I love to watch them in the deep blue vault,
> And to compare them with my Myrrha's eyes.
> I love to see their rays redoubled in
> The tremulous silver of Euphrates' nave,

---

[1]) Lord Byron, pag. 273.
[2]) Life, Letters and Journals, pag. 482.

As a light breeze of midnight crisps the broad
And rolling water, sighing through the sedges,
Which fringe his banks: but wether they may be
Gods, as some say, or the abodes of Gods,
As others hold, or simply lamps of night,
Worlds, or the lights of worlds, I know nor care not.
There's something sweet in my uncertainty
I would not change for your Chaldean love.
Besides, I know of these all clay can know,
Of aught above it, or below it — nothing.
I see their brilliancy and feel their beauty —
When they shine on my grave, I shall know neither.

Hier finden wir es also deutlich ausgesprochen, daß alle Sinnesthätigkeit nach dem Tode aufhört. Diese Ansicht Sardanapals würde zu dem stimmen, was Elze über Byrons wahrscheinliche Nirwana-Idee sagte. Die Worte Sardanapals sind gleichzeitig insofern interessant, als der Held durch sie ein bewußtes Verzichtleisten ausspricht, darauf, daß er jemals in den innersten Kern des Alls vordringen könne, und zwar mit dem Resultate eines positiven Wissens. Wenn wir abermals Elze folgen, ist auch diese Ansicht von Byron vertreten worden. Sokrates hatte einst vor den Richtern freimütig das Bekenntnis seines Nichtwissens abgelegt, und dieses, meint Byron, gelte auch für die heutige Welt noch: „Two thousand years since that sage's declaration of ignorance have not enlightened us more upon this important point", schrieb Byron in sein Tagebuch am 25. Januar 1821 [1]). Daher sein Verzichtleisten auf ein regelrechtes philosophisches System, zu dem ihn, wie Elze erzählt, sein Freund Shelley vergebens zu bereden suchte. „Byron meinte sogar, daß Shelley weit größere Anerkennung als Dichter finden würde, wenn er sich von der Metaphysik befreite" [2]). Bei solcher Ansicht sind vielleicht die Worte erklärlich:

There's something sweet in my uncertainty,
I would not change for your Chaldean lore,

die dann aus den Verhältnissen Sardanapals in die Byrons übertragen den Sinn bekämen, daß Byron seinen Skepticismus liebte

[1]) Moore, Life, Letters and Journals, pag. 482.
[2]) Elze, Lord Byron, pag. 374.

und diesen reichen Quell der Poesie nicht aufgeben wollte zu gunsten eines sorgsam durchdachten, aber unfruchtbaren Systems.

Im vierten Akte taucht die Unsterblichkeitsfrage abermals auf. Wiederum hat sie ihr Aeußeres geändert. Sardanapal hat seinen schweren, beängstigenden Traum gehabt (IV, 1), der ihn einen Blick ins Jenseits hat thun lassen, und dieser Blick hat seiner vorher ziemlich bestimmt geäußerten Überzeugung von einem tiefen, die Sinnesthätigkeit aufhebenden Schlafe einen heftigen Stoß gegeben.

I've been i' the grave, where worms are lords
And kings are — but I did not deem it so:
I thought it was nothing,

und gleich darauf:

Oh, Myrrha, if
Sleep shows such things, what may not death disclose?

Wieder eine neue Auffassung des Jenseits, die uns lebhaft an Hamlet erinnert, der in seinem Monologe auch den Tod sich als ewigen Schlaf vorstellt, dem dann aber der Gedanke, „was in dem Schlaf für Träume kommen mögen," die Fähigkeit des festen Entschlusses raubt.

Then — then — a chaos of all loathsome things
Throug'd thick and chapeless: I was dead, yet feeling —
Buried and raised again — consumed by worms,
Purged by the flames, and wither'd in the air.
I can fix nothing further of my thoughts.

So ist die Idee des tiefen, traumlosen Schlafes zerstoben, und Sardanapal ist gewissermaßen einen Schritt weitergerückt. Er hat Qualen erblickt, die die Toten zu erdulden haben, die aber ein Ende nehmen. Seine Vorfahren sind ihm erschienen, geisterhaft, gespenstisch, aber doch haben sie ihn zum Schluß versöhnlich umarmt. Er wird „gereinigt durch die Flamme." Von da an jedoch fehlen bestimmte Vorstellungen.

So sonderbar es bei dem Milieu des Stückes klingen mag, — die Deutlichkeit, mit der sich die katholische Fegefeuer-Idee in dem Traume Sardanapals wiederspiegelt, ist eklatant. Sogar an den Ausdrücken kann man das verfolgen. Byron schreibt „purged by the flames", er wählt also ein Verbum desselben Stammes, der dem englischen Worte für Fegefeuer: „Purgatory" zu Grunde liegt. Gildemeister, sein Übersetzer, scheint die Stelle auch so auf-

zufassen, indem er „purged“ durch „gefegt“ übersetzt, uns durch diesen an und für sich seltenen Ausdruck also an des deutsche „Fegefeuer“ erinnert.

Dieses Fegefeuer war überhaupt ein Lieblingsgedanke Byrons und machte ihm die katholische Kirche in hohem Grade sympathisch. „Er fand etwas Versöhnliches und Tröstliches in der Vorstellung vom Fegefeuer, wie er denn überhaupt nicht ohne Hinneigung zum Katholicismus war.“ [1]) Damit deckt sich der Inhalt des Gespräches zwischen Byron und dem Grafen Piétro Gamba, von dem die Gräfin Guiccioli berichtet: „Catholicism, at least, offers the consolation of Purgatory, of the Sacraments, of absolution and forgiveness, where as Protestantism is barren of consolation for the soul“ [2]).

Mit dem Verschwinden jener Schreckgestalten schwindet auch der Traum Sardanapals: Warum läßt Byron denselben hier gerade abbrechen? Wenn wir der katholischen Vorstellung weiter folgen, so müßte jetzt, nachdem die seelische Läuterung vollzogen ist, die unendliche Liebe der Gottheit ihr Recht antreten, — doch da springt der Dichter um in das Bereich der Wirklichkeit. Das Fegefeuer bleibt also ohne Fortsetzung, mit anderen Worten: Byrons quälender Zweifel bezüglich des Jenseits bliebe bestehen.

Die Höllenstrafen, wenn wir die Traumgebilde Sardanapals einmal so nennen wollen, kommen zu einem Abschlusse. „Gegen ein Dogma,“ sagt Elze [3]), „erklärte sich Byron wiederholentlich mit Bestimmtheit, das war die Ewigkeit der Höllenstrafen..“ Diese Behauptung wird unterstützt durch die Worte Byrons bei Kennedy [4]): „To my present apprehension, it would be a most desirable thing, could it be proved that ultimately all created beings were to be happy. This would appear the most consistent with the nature of God, whose power is omnipotent and whose principal altribute is love. I cannot yield to your doctrine of the eternal duration of punishment.“ „Wenn er von dem ewigen Schlafe fest überzeugt gewesen wäre, so hätte dieses Dogma ihm gleichgiltig sein müssen,“ folgert Elze [5]): „es

---

1) Life, Letters and Journals, pag. 552.
2) My Recollections of Lord Byron, I, pag. 165.
3) Lord Byron, pag. 378.
4) Conversations on Religion with Lord Byron, Seite 228.
5) Lord Byron, Seite 73.

war ihm jedoch im Gegenteil fürchterlich." Wenn er also seine Zuflucht nahm zu derartigen Vorstellungen, wie das Fegefeuer ist, so beweist das, daß er über das Leben nach dem Tode nicht zu einer endgiltigen, klaren Überzeugung gelangte. Daher bleibt er im Drama eine Fortsetzung der Idee schuldig. Er kommt eben auch auf diesem Wege zu keinem positiven Resultat, wie ja auch aus den Anfangsworten der angeführten Stelle bei Kennedy hervorgeht, daß er eine schließliche Glückseligkeit aller Wesen nicht für erwiesen erachtet.

Die letzten Abschiedsworte endlich, die Sardanapal an seine Getreuen richtet, sind wieder voll religiösen Zweifels.

As for the Future,
'T is in the hands of Deities, if such
There be: I shall know soon. (V, 6.)

Wieder ein neues Moment: ein direktes Infragestellen der Existenz der Gottheit. Jetzt also, am Schluß des Stückes endlich taucht der Gedanke auf, der bisher noch nicht berührt wurde. Hat Byron zeitweilig gottesleugnerische Anwandlungen durchgemacht? Jawohl, doch nicht in jener Periode, in welche die uns vorliegende Schöpfung fällt. In dem bereits angeführten Gespräche Byrons mit dem Grafen Gamba sagt er ausdrücklich: „Time and reflection have changed my mind on these subjects and I consider Atheism as a folly". Warum legt er also Sardanapal diese Worte in den Mund?

Um zu einem Resultate zu gelangen, muß man den Augenblick ins Auge fassen, indem der Held diesen Zweifel ausspricht: er spricht hier als ein Sterbender. Im Mazeppa heißt es im XVII. Abschnitt:

And, strange to say, the sons of pleasure,
They, who have revell'd beyond measure,
In beauty, wassail, wine and treasure,
Die calm or calmer oft than he,
Whose heritage was misery:
For he, who has in turn run through
All that was beautiful and new,
Has nought to hope and nought to leave
And save the future (which is view'd
Not quite as men are base or good,
But as their nerves may be endued),
With nought perhaps to grieve: —

„Diese Ansicht", bemerkt Elze[1]), „daß Nerven und Constitution auf dem Sterbebette die Hauptsache seien, nicht Religion, hat Byron auch anderwärts wiederholt". Damit verweist er auf Moore[2]), der einen Brief Byrons an Murray veröffentlicht vom 7. Juni 1820, in dem es heißt: „Men died calmly before the Christian era, and since, without Christianity; witness the Romans, and, lately, Thistlewood, Sandt, and Louvel — men who ought to have been weighed by their crimes, even had they believed. A deathbed is a matter of nerves and constitution, not of religion".

Wenn wir uns an diese Stellen halten, müßten wir nicht sowohl diesen Skepticismus der Sterbestunde seinem Inhalte nach als vielmehr die Thatsache des Zweifels an sich in Betracht ziehen. Wenn wir die letzten Abschiedsworte Sardanapals an seine Getreuen von diesem Gesichtspunkte aus betrachten, so bedeuten sie einen Triumph, den der Dichter seinen Helden feiern läßt über jene geistigen Schwächeanwandlungen, die den kleinen Menschen auf dem Sterbebette heimsuchen. Sardanapal steht im Begriffe, ein Leben, in dem vieles verfehlt war, durch ein großes Sterben zu sühnen. Um diese Größe nicht zu beeinträchtigen, läßt der Dichter ihn ruhig in den Tod schauen trotz des Zweifels, der ihn beherrscht. Auch Sardanapal hat alles Schöne genossen, darum bewahrt er im Sterben die Fassung.

Was übrigens den Gegenstand des Zweifels betrifft, so predigt der Buddhismus, dessen Nirwana-Idee Byron sympatisch war, auch keinen verzeihenden und erlösenden Gott, sondern alles gipfelt in dem traumlosen Schlafe, auf den keineswegs ein Erschauen der Gottheit folgt.

Die religiösen Momente sind indessen mit dem bloßen Skepticismus nicht erschöpft. Elze schreibt in dem Passus, der diesen Betrachtungen zu grunde gelegt ist: „Byrons Skeptismus und sein Haß gegen das Pfaffentum ziehen sich durch das ganze Stück." Die Figur im Drama, an der Byron diesen Haß ausgelassen hat, ist Beleses, der den freireligiösen Ideen des Königs gegenüber auftritt als Repräsentent der offiziellen Staatsreligion.

Byron war nicht schlechthin Feind des geistlichen Standes;

[1]) Lord Byron, Seite 373.

[2]) Life, Letters and Journals, Seite 448.

wie uns die Gräfin Guiccioli berichtet[1]), hegte er vielmehr eine hohe Verehrung für Geistliche, die ohne Fanatismus in christlicher Milde ihres Amtes walteten. Seine Freunde Hodgson und Harneß gehörten dem geistlichen Stande an. Aber gerade seit seiner Scheidung war der Dichter auf dem gespanntesten Fuße mit der hochkirchlichen Orthodoxie, deren Haß seinen Höhepunkt erreichte, als der „Cain" herauskam, der eine allgemeine Verketzerung Byrons auf den englischen Kanzeln hervorrief. Bei einer ruhigen Beurteilung des Werkes wäre das kaum möglich gewesen. Redet der „Cain" etwa der Skepsis das Wort? Wohl kaum; denn der Zweifel wird doch Cains Verhängnis.

Doch gleichviel! Wenn er damals sich mit der orthodoxen Gesellschaft seiner Heimat irgendwie zu stellen gewünscht hätte, so hätte er „pater, peccavi" sagen müssen, und das brachte er nicht über sich. So hatte sich allmählich der Riß zwischen ihm und der Kirche erweitert: er gewöhnte sich daran, im Geistlichen den Urheber alles Unheils zu erblicken. Er betrachtete — mit Ausnahmen natürlich — die Geistlichkeit als eine Horde schamloser Religionsfälscher, die die Liebe und Versöhnlichkeit, die sittlichen Grundideen des Christentums, ganz aus den Augen ließen.

Was it not so, great Locke, and greater Bacon,
Great Socrates — And thou, Diviner still,
Whose lot it is, by men to be mistaken,
And thy pure creed made sanction of all ill?
Redeeming worlds to be by bigots shaken,
How was thy toil rewarded! We might fill
Volumes with similar sad illustrations,
But leave them to the conscience of the nations.
(Don Juan, XV, 18).

Die Hetzereien der englischen Geistlichkeit gegen ihn schwebten ihm vor, als er die Figur des Beleses schuf. Dieser ist Oberpriester, vertritt also die Geistlichkeit. Er ist der Sterndeuterei kundig und schöpft aus ihr sein Wissen vom bevorstehenden Sturze der Ninus-Dynastie. Diesen Sturz verkündet er dem Arbaces fest wie ein Evangelium:

Thou may 'st endure whatever thou wilt — the stars
Have written otherwise (II, 4)

[1]) My Recollections, I, pag. 166

entgegnet er dem Letzteren auf alle Einwände mit der Hartnäckigkeit des unbedingten Glaubens. Charakteristisch ist es, daß er, der Priester, die Fäden des Complots in seiner Hand vereint, und die Religion, deren Vertreter er ist, ausnutzt zur Hetzerei, der Arbaces, der Durchschnittsmensch, nur allzu zugänglich ist. Sardanapal hat einen instinktiven Widerwillen gegen diesen Priester und behandelt ihn dementsprechend. Er schneidet ihm das Wort rundweg ab, ja, er droht ihm mit Grausamkeit, wenn Beleses nicht von seiner Religion schweige (II, 4). Als er ihn für einen Augenblick im Kampfe zu Fall gebracht hat, kann er es sich nicht versagen, den scheinbar in seine Hand Gegebenen mit den Problemen seiner Religion zu verhöhnen (III, 7):

Now call thy planets, will they shoot
From the sky to preserve their seer and credit!

Ja, sogar des Königs letzte Spende wird dem „trefflichen Beleses" höhnisch dargebracht, in dem er den bösartigen Anstifter der Verschwörung vermutet. Noch kurz vor dem Sterben äußert sich also sein Gegensatz zur positiven Religion und ihren offiziellen Organen.

Myrrha.

Bevor wir auf Elzes Behauptung, daß die Gräfin Guiccioli dem Dichter bei Schaffung der Myrrha vorgeschwebt hat, näher eingehen, dürfte es praktisch sein, den Umgang Byrons mit der Gräfin von der ersten Begegnung an bis zur Vollendung des „Sardanapal" chronologisch zu verfolgen.

Byron lebte in Venedig, zuerst in Saus und Braus, dann in unthätiger Ruhe, umgeben von einem Harem italienischer Weiber, mit dem einzigen Interesse, Beobachtungen über das italienische Volksleben anzustellen. Er war wirklich in Gefahr, sich selbst zu verlieren, als sein gütiges Geschick ihm schnelle Hilfe brachte. Im Herbst 1818 lernte er im Salon der Gräfin Benzoni die Gräfin Guiccioli kennen. Der erste Eindruck, den Beide auf einander machten, war entscheidend. Sie sahen sich von nun an täglich, bis die Gräfin mit ihrem Gemahl nach

Ravenna zurückkehren mußte, — ein Zwang, der sie auf das Krankenlager warf. Erst des Dichters Versprechen, sie in Ravenna zu besuchen, schafft ihr Linderung. Byron erfüllt dieses Versprechen Mitte Juni. Der Gemahl der Gräfin, vor dessen Eifersucht Byron wiederholt gewarnt war, scheint ganz einverstanden. Der Dichter führt das eintönigste Leben: seine Zeit füllt sich aus durch Spazierritte und Wagenfahrten in der Gesellschaft des Grafen. Das will ihm auf die Dauer nicht mehr behagen, darum schlägt er der kaum genesenen Geliebten einen Fluchtversuch vor, der aber abgelehnt wird, da er in den Augen der guten Gesellschaft Italiens die sociale Stellung der Gräfin ruinirt hätte. Die Gräfin ihrerseits schlägt einen noch absurderen Plan à la Romeo und Julia vor, der aber auch nicht ausgeführt wird. Im August reisen das Ehepaar Guiccioli und einen Tag später Byron nach Bologna, wo der Dichter verbleibt, während die Gräfin ihren Gemahl auf seine Besitzungen begleitet. Die Trennung von der Geliebten drückt Byron schwer: er war stets in den Zimmern der Gräfin und las oder schrieb in ihren Büchern. Sich selbst und der Welt war er zur Last. Erst im September kehrt die Gräfin zurück — ohne ihren Gemahl, der ihr sogar erlaubte, mit Byron nach la Mira zu ziehen, wo Beide unter einem Dache wohnen.

Allmählich ändert sich die Stimmung des Grafen Guiccioli gegen Byron, der ihm ein wohl nicht allzu sauberes Geldgeschäft abgeschlagen hatte. Die Gräfin verurteilt ebenfalls das Benehmen ihres Gemahls, worauf dieser selbst kommt, um sie Byrons Gesellschaft zu entziehen. Letzterer überläßt der Gräfin jegliche Entscheidnng, ob sie sich fügen will oder nicht. Trotzdem ihre Abneigung gegen den Grafen durch das Schacherangebot sich verstärkt hatte, kommt eine Einigung zustande: sie folgt ihm unter der Bedingung vollständigen Bruches mit Byron, der entschlossen war, sie gegebenen Falls nicht im Stiche zu lassen. Um so schwerer ist er jetzt gekränkt, als die Gräfin nicht in seinem Sinne entscheidet, sodaß nur seine Krankheit ihn hindert, sofort nach England aufzubrechen. — Doch der Briefwechsel beginnt bald wieder. In Ravenna hatte nämlich die seelische Erregung, in die die Gräfin durch die letzten Vorgänge versetzt war, sie abermals krank darniedergeworfen, und zwar so ernstlich, daß ihr Vater Byron herbeiruft, da sonst das Schlimmste bevorstehe. Byron leistet dem Rufe Folge, mehr einer Augenblickseingebung als einem festen

Entschlusse gehorchend. Im Dezember 1819 langt er in Ravenna an, wo die Familie der Gräfin ihn empfängt wie einen Verwandten. Er mietet sich im Palais des Grafen Guiccioli ein, wohnt also wieder mit der Geliebten unter einem Dache. Das Leben war ungezwungen, aber nicht lasterhaft, vielmehr oft provinzial-philiströs, doch ermangelte die Gesellschaft nicht einer gewissen liberalen Bildung. — Das gesellige Leben interessiert Byron, während ihm die hoch historische Vergangenheit seiner Umgebung gleichgiltig bleibt, wie alle Geschichte des Mittelalters ihn nicht reizte. Auch hatte er vor der Hand noch Aufgaben genug zu bewältigen. So fallen dann Marino Faliero, Sardanapal, die beiden Foscari, Cain, Himmel und Erde in die ersten zwei Jahre seines ravennatischen Aufenthalts. Außerdem entstanden in Ravenna der fünfte Gesang des Don Juan, Dantes Weissagung, Francesca da Rimini, Morgante Maggiore und die Vision des jüngsten Gerichtes.

Die Haltung des Grafen Guiccioli erfuhr bald wieder eine Änderung: er zog seine Einwilligung zurück, zum großen Unwillen nicht nur der Familie der Gräfin, sondern der ganzen Gesellschaft. Er droht mit Untreuebeweisen vor Gericht, erzielt dadurch aber nur größere Erbitterung. Die offizielle Ehetrennung wird endlich im Juli 1820 vollzogen. Sie bedeutet für die Gräfin einen Verzicht auf alles, was einer jungen Frau ihres Alters und Standes das Leben angenehm erscheinen läßt: hohe gesellschaftliche Stellung, Glanz und Reichtum und ein abwechslungsreiches Leben. Nur ein bescheidenes Jahrgeld, das der knauserige Gatte ihr aussetzte, blieb ihr. Sie wohnte zunächst auf einer Besitzung ihres Vaters, dann in dessen Hause in Ravenna, wo Byron sie regelmäßig besuchte. Sein Leben war damals mehr als eintönig: nur eine Aufregung gab es für ihn, das war die politische Lage Italiens.

Nach dem Wiener Congreß war wie überall auch in Italien der Absolutismus restituiert, um schnell alle segensreichen Folgen des napoleonischen Regime zu vernichten. Diese Reaktion rief im Volke eine dumpfe Gährung hervor; eine förmliche Verschwörungsgenossenschaft bildete sich, die Carbonaria, die sich schnell über das ganze Land verbreitete. In sie wurde der leicht entflammte Dichter durch die Angehörigen der Gräfin hineingezogen. Er bekleidete seiner Stellung entsprechend einen hohen Grad in ihr und unter-

stützte die allgemeine Bewegung durch Geld und Waffen. Doch die Einigkeit mangelte dem Unternehmen: ein Teil drängte zur demokratischen Staatsform und bekämpfte dementsprechend den Adel, in dessen Beteiligung gerade die Kraft der Unternehmung lag, ein anderer Teil dachte zunächst nur an die Befreiung vom Joche Österreichs und politische Selbständigkeit nach außen hin. Die patriotische Erregung schlug hohe Wellen: selbst der politische Mord war an der Tagesordnung. Trotzdem gab man sich den Carnevalsfreuden hin. Bei der Nachricht vom Anrücken der Österreicher verlief die ganze Bewegung kläglich im Sande. — So war Byrons Stellung zur Familie Gamba eine dreifache, d. h. sie trug abgesehen von seiner Neigung zu Teresa den Charakter persönlicher und politischer Freundschaft, als er gegen Ende Mai 1821 den „Sardanapal" vollendete.

Ich komme nach dieser Abschweifung auf Elzes Behauptung bezüglich der Myrrha zurück.

Byron selbst bemerkt in der bereits mehrfach erwähnten Tagebuchstelle, daß erst ein Streit mit der Gräfin Guiccioli über die Liebe als das erhabenste Thema für ein Drama, ein Streit, in dem die Gräfin recht behielt, ihn veranlaßte, der Liebe im Drama eine größere Bedeutung zuzuweisen.

Nun taucht im Diodorus Siculus, der entschieden wichtigsten Quelle für Byron, der Name Myrrha überhaupt nicht auf, vielmehr lesen wir bei ihm über das Liebesleben des Assyrerkönigs nur allgemeine und zwar durchaus nicht bestechende Angaben. Mitford befaßt sich in seiner „History of Greece" überhaupt nur mit der Regententhätigkeit Sardanapals, soweit von einer solchen die Rede sein kann. So bleibt also Myrrha ganz und gar geistiges Eigentum des Dichters, zu dessen Erzeugung er die Anregung allein der Gräfin verdankt. Wenn man überhaupt anerkennen will, daß Byron eine Porträtähnlichkeit seiner selbst und seiner Umgebung gewollt hat, so mußte er geradezu auf den Gedanken verfallen, der Figur der Myrrha die Persönlichkeit der Gräfin zugrundezulegen: denn daß er für das ursprünglich wenig ins Auge gefaßte Moment der Liebe den Ähnlichkeitsgedanken festhielt, ist selbstverständlich.

Es fragt sich nun, inwieweit er hinsichtlich der Myrrha auf der Wirklichkeit schlechthin gefußt hat, und inwieweit seine Phantasie,

d. h. seine rein subjektive Vorstellung von der Persönlichkeit der Gräfin dabei im Spiel gewesen ist.

Als Byron Teresa kennen lernte, war er dem Weibe gegenüber kein Neuling mehr. In England, in Griechenland, in der Schweiz und Italien, überall, wohin er kam, eroberte er die Herzen der Frauenwelt. So konnte er die Neigung Teresas, deren erste Liebe er war, nicht mit derselben Reinheit erwidern, doch blieb seine Liebe zu ihr immerhin unendlich viel reiner als die lockeren Liebschaften, die er gehabt hatte. Aber die Neigung war für ihn episodär: der Erfolg lehrt es. Byron verließ Italien trotz der Gräfin, deren Zukunft er nicht einmal sicher stellte. Dennoch muß festgehalten werden, daß die Gräfin in den ersten Jahren ihrer Bekanntschaft sein Leben ausfüllte. Um das zu glauben, braucht man nur die durch die Umstände bedingten Unterbrechungen ihres Zusammenseins und deren Einwirkungen auf Byron zu verfolgen: seine trostlose Stimmung in Bologna, wo die Gräfin im August 1818 ihn allein ließ.

„My dearest Teresa“, lautet eine Stelle, die er in einer ihrer Bücher schrieb, „I have read this book in your garden, — my love, you were absent, or else I should not have read it . . . . . . I feel I exist here and I fear that I shall exist here after — to what purpose you will decide. My destiny rests with you . . . . . . Think of me, when the Alps and the Ocean divide us — but they never will, unless you wish it.“[1])

Wenn sich Byron über die Dauer seiner Empfindungen täuschte, so beweisen die Worte, die nur von leidenschaftlicher Zuneigung diktiert sein können, daß er wenigstens zeitweilig sein Verhältnis zu Teresa mit dem heiligsten Ernst, dessen er fähig war, aufgefaßt hat.

Und wahrlich, dazu hatte Byron Grund genug. Die Gräfin war es doch, die ihn sich selbst wiedergab, die seinem unwürdigen Sinnentaumel ein Ende machte. Jedenfalls hat Byron den sittlich hebenden Einfluß Teresas auf seine Persönlichkeit deutlich gefühlt; denn nur dann ist es erklärlich, warum er der Myrrha im Drama die Rolle der moralischen Retterin zugewiesen hat.

Aber ein bedeutender Unterschied besteht zwischen der Teresa

---

[1]) Life, Letters and Journals pag. 406.

der Wirklichkeit und der Myrrha der Dichtung. Letztere ist eine Heldin, die in dem Conflict sittlicher Pflichten mit der Sicherheit edler Naturen den Weg findet, den sie gehen muß. Dieses zarte und doch starke moralische Empfinden führt sie zu einem bündigen Entschlusse; sie will den Geliebten aufklären über die Gaben, die ihn ihm schlummern, ihn dadurch seinem Throne erhalten oder, wenn es dazu zu spät ist, ihn lehren als König zu enden. Dadurch will sie sich selbst Genüge thun; denn sie fühlt in ihrer übermächtigen Liebe etwas Entwürdigendes. Ihren Entschluß bekundet sie in dem Monologe am Schluß des ersten Aktes:

He loves me and I love him; the slave loves
Her master and will free him from his vices.
If not, I have a means of freedom still,
And if I cannot teach him how to reign,
May show him, how alone a king can leave
His throne . . .

So ist Myrrhas sittliches Rettungswerk nur ein in Thaten umgesetzter eigener Entschluß, den sie ganz aus sich selbst herausarbeitet. Daher rührt bei ihr eine gewisse unbewußte Überlegenheit über den König, die um so stärker hervortritt, als sie ihm stets unterwürfig naht und mit feinem Takt die Schranken einhält, die für die Untergebene bestehen.

Anders die Gräfin Guiccioli. Ein Briefwechsel, an der Hand dessen wir das Verhältnis zwischen ihr und Byron genau präcisieren könnten, liegt uns leider nicht vor, da er durch die Familie der Gräfin der Öffentlichkeit vorenthalten wird. Aber es stehen uns Aussagen von Biographen zur Verfügung sowie das allerdings vorsichtig zu benutzende Buch der Gräfin: „My Recollections on Lord Byron".

In dem Verhältnisse zwischen Byron und der Gräfin ist das Bestehen eines moralischen Einflusses auf den Dichter unverkennbar. Die Gräfin griff in sein Leben ein in einem Moment, wo Byron wirklich gesunken war. Durch die erwachende Liebe zu ihr kam er wieder auf geregelte Bahnen. Er kehrte in die Gesellschaftssphären zurück, in die er gehörte, er nahm seine litterarische Thätigkeit wieder auf und entwickelt nun eine staunenswerte Fruchtbarkeit. Durch die Gambas der Politik näher gerückt kann er seinen Enthusiasmus entzünden an den großen Problemen des Freiheitskampfes.

Hat die Gräfin diesen Einfluß wie Myrrha bewußt ausgeübt? Dann hätte es auf ihrer Seite einer vollkommenen Beurteilung Byrons und einer bestimmten Initiative bedurft. Wenn wir zunächst Galt befragen, können wir kategorisch mit „Nein" antworten. Galt sagt nämlich[1]), die Gräfin habe zu einer ihm und Byron bekannten Dame geäußert, „that she feared more than loved Byron". Galt legt indessen dem Verhältnis, das er mit wenigen Worten abthut, für Byron wohl zu wenig Bedeutung bei. Daß er es nicht richtig beurteilt, geht wohl aus der wenige Zeilen vorher ausgesprochenen Behauptung hervor, daß in beiden Teilen „their union outlived the affection". Das konnte Galt im Jahre 1830 wohl schreiben, doch das Werk der Gräfin, das sie als Gräfin herausgab, widerlegt ihn hinsichtlich des einen Teils zur Genüge.

Doch gerade dieses Buch beweist auch noch etwas anderes. Elze nennt es „wohlgemeint, aber wertlos" und zwar aus dem Grunde, weil die ganze Blindheit ihrer Liebe sich darin äußert. Sie beschönigt alles: selbst Byrons schlimmste Fehler werden zurückgeführt auf eine große Seele, so daß sie zuletzt kaum noch Fehler bleiben, sondern zu verkappten Tugenden werden. Das 6te Kapitel des I. Bandes beschäftigt sich mit diesem Thema. Sein Hauptfehler, heißt es darin, sei eine „gewisse Grausamkeit gegen sich selbst" gewesen, die ihn alle seine Schwächen übertreiben ließ, „eine positive Notwendigkeit, sich selbst schlecht zu machen," die dann auf ein edles Herz zurückgeführt wird. Wenn die Greisin Teresa noch so blind war gegen Byrons doch thatsächlich unleugbare Fehler, dürfen wir vielleicht bei einer noch nicht Zwanzigjährigen, die die Liebe eben erst kennen lernte, einen noch höheren Grad von Blindheit voraussetzen. Zu einer bewußten sittlichen Beeinflussung Byrons hätte aber unter allen Umständen eine klare Beurteilung seiner Schwächen wie seiner Vorzüge gehört.

Wenn wir bei Moore die Entwicklung des Verhältnisses verfolgen, kommen wir zu dem gleichen Resultate.

Byron kam, sah und siegte. Moore schreibt[2]): „The young Italian found herself suddenly inspired with a passion of

---

[1]) Galt, Life of Byron, Seite 228.

[2]) Life, Letters and Journals, pag. 392 f.

which, till that moment, her mind could not have formed the least idea — she had thought of love but as of an amusement and now became its slave — No sooner did she begin to understand the full despotism of love, than her heart shrunk from it as something terrible, and she would have escaped, but that the chain was already around her." — Nach der Gräfin selbst hat Byron auf sie den Eindruck eines „höheren Wesens" gemacht[1]), und dieser Eindruck scheint auch für die Folgezeit der vorherrschende gewesen zu sein, wie aus einem Briefe hervorgeht, den sie nach ihrer ersten Trennung aus Ravenna nach Venedig an ihn richtet, in dem sie ihn flehentlich bittet ihr nachzureisen und ihm verspricht, „she will avoid all general society, and devote herself to reading, music, domestic occupations, riding on horseback — every thing, in short, that she knew he would most like[2])," — also die Versicherung unbedingter Unterordnung. Wenn die Gräfin so verspricht ihr ganzes Leben nur seinen Wünschen entsprechend zu gestalten, so hat sie das mit Myrrha gemeinsam, aber ein selbstthätiges Handeln zeigt sie dabei nicht wie Myrrha.

Nach Byrons Angaben scheint ihre Constitution die kräftigste nicht gewesen zu sein, vielmehr ist er in Sorge um sie, „that she is going into a consumption, to which her constitution tends".[3]) So war sie vielleicht durch ihre zarte Gesundheit schon von Natur zu einem mehr passiven als aktiven Wesen gestempelt.

Passivität zeigt sich auch in ihrem Verhalten, als der Conflict mit ihrem Gemahl ausbricht. Byron überläßt ihr die Entscheidung — da giebt sie nach: sie trennt sich von dem Geliebten und folgt dem Gatten,[4]) allerdings nur, um nach kurzer Frist die gegebene Zusage zu verletzen und die Correspondenz mit Byron von Neuem zu beginnen Wenn wir diesen mißglückten Versuch eines Bruches als Folge sittlicher Bedenken betrachten wollen, als habe sie das Strafbare dieses Verhältnisses empfunden, — wie stimmt dann die Thatsache dazu, die Elze[5]) uns erzählt, daß

[1]) Life, Letters and Journals, pag. 393.
[2]) Life, Letters and Journals, pag. 396.
[3]) Ebenda, pag. 410, Brief 334.
[4]) Life, Letters and Journals, pag. 429.
[5]) Lord Byron, pag, 243.

sie es später ihrem Gemahl gegenüber als ihr gutes Recht verteidigte, einen „amico“ zu haben, wie alle Frauen ihres Standes? Sie scheint dann allerdings später mehr Festigkeit gewonnen zu haben, wie es denn in Byrons Briefen bei den Guiccioli'schen Trennungsverhandlungen durchweg heißt, daß sie „firm“ bliebe. Sie bringt schließlich dem Geliebten das Opfer ihrer ganzen gesellschaftlichen Existenz, sodaß Moore[1]) nicht umhin kann, ihre Charakterstärke zu bewundern, „die sie wahrte zu einer Entfaltung von Standhaftigkeit und Hingabe“. Dennoch trägt auch jetzt ihre Haltung den Stempel der Passivität. Sie scheint sich mehr von dem instinktiven Gefühl leiten zu lassen, daß Byron ihr Schicksal ist, gegen das sie nicht ankämpfen kann, als von dem klaren Bewußtsein, das Richtige erkannt zu haben, das für Myrrhas Haltung ausschlaggebend ist. So erscheint sie mehr als eine Märtyrerin, Byron hat eine Heldin aus ihr gemacht.

Doch das ist erklärlich. Als die Gräfin jenen bald aufgegebenen Versuch machte, mit Byron zu brechen, war dieser vielleicht mehr noch in seiner Eitelkeit gekränkt als in seiner Liebe. Wenn die Gräfin ihn wieder an seine Seite rief und sich nachträglich allem unterzieht, was die Liebe von ihr erheischt, so mußte das den Dichter mit dem Gefühle befriedigten Stolzes erfüllen, mit einer inneren Genugthuung, die Teresa in seinen Augen mit einem Glorienschein umgab. Man geht vielleicht nicht fehl mit der Annahme, daß die Liebesepisode Byron-Guiccioli gerade nach der vom Papste ausgesprochenen Trennung ihren Höhepunkt erreichte. Diese Trennung war erst seit einigen Monaten vollzogen, als Byron den „Sardanapal“ zu schreiben begann. Diese Ansicht teilt im Allgemeinen auch Galt. Nachdem er behauptet hat, daß die Gräfin ohne Zweifel für den Charakter der Myrrha Modell gewesen sei, fährt er fort:[2]) She had, when most enchanted by her passion for Byron, at the very time, when the drama was written, many sources of regret; and he was too keen an observer, and of too jealous a nature, not to have marked every shade of change in her appearance, and her every moment of melancholy reminiscences; so that, even though she might never have given expression to her

[1]) Life, Letters and Journals, pag. 451.
[2]) Galt, Life of Lord Byron, pag. 238.

sentiments, still such was her situation, that it could not but furnish him with fit suggestions from which to fill up the moral being of the Jonian slave."

Was Galt mit diesen „sources of regret" meint, ist ziemlich klar. Die Gräfin stand damals im Gegensatz zu aller Welt. Bei der Trennung war ihr von ihrem Gemahl nur ein bescheidenes Jahrgeld ausgeworfen, das kaum zu ihrem Leben reichte. Hatte die Gesellschaft es selbstverständlich gefunden, daß sie wie alle Damen ihren Cicisbeo hatte, so war die Stimmung plötzlich gegen sie verändert, als eine förmliche Ehetrennung ausgesprochen war. Daß sie so um ihre gesellschaftliche Stellung betrogen war, mochte sie indessen nicht so sehr schmerzen, als der Zwiespalt in ihrer Familie, die ebenfalls die Ehetrennung nicht gebilligt hatte. Moore erzählt von einer Forderung [1]), die der alte Graf Gamba an den Gemahl seiner Tochter richtete, die dieser Ehrenmann aber ablehnte. Wenn der alte Edelmann so aus väterlicher Liebe vor der Welt die Partei seines Kindes ergriff und sogar mit dem Leben für Teresa einstehen wollte, so mußte diese um so schmerzlicher davon ergriffen werden, als sie sich sagen mußte, daß Graf Gamba gegen seine Überzeugung handelte, da er das Liebesverhältnis der Tochter mit Byron aus Schwäche wohl schweigend geduldet, aber nie gebilligt hatte. So entstand auch für sie wie für Myrrha ein Konflikt der Gefühle. Myrrha leitet sittliche Pflichten ab aus den Verhältnissen, in denen sie aufwuchs, d. h. aus ihrer Abstammung, der höheren Kultur ihres Volkes, aus der republikanischen Freiheit desselben. In ähnlicher Weise collidiert die Liebe Teresas mit ihrer Umgebung. Die Liebe bleibt siegreich, aber in ihrem Wesen ist, wenn sie auch nicht klagt, doch eine Nachwirkung der Erschütterung zu spüren, die Byron nicht entgeht, sondern sein Mitgefühl zugleich mit seiner Eigenliebe wachruft, da er in sich die Ursache für den Opferwillen Teresas erblicken muß. So hat er die Gräfin idealisiert, indem er aus der sanften Märtyrerin eine Heldin macht, die seinetwegen die schwersten inneren Kämpfe besteht. Er wird also durch diese Umwandlung nur wiederum seinem subjektiven Empfinden gerecht.

---

[1]) Life, Letters and Journals, pag. 447.

Zarina.

Trotzdem vom Dichter die Zeichnung der Zarina, der rechtmäßigen Gemahlin Sardanapals, in eine einzige Scene zusammengedrängt ist, spricht Galt die Ansicht aus[1]), daß „the character of Zarina is, perhaps, still more strikingly drawn from life. There are many touches in the scene, which he could not have imagined, without thinking of his own domestic disasters".

Eins wird indessen auch von Galt nicht erwähnt, der sonst die Zarina-Scene eingehend bespricht, und gerade dieses Eine scheint mir nicht unwichtig zu sein, ich meine das Vorkommen der Zarina in den Reden zwischen Sardanapal und Salamenes (I, 3.). Letzterer hat den König an die Kränkungen erinnert, die er seiner Gemahlin zugefügt hat. Sardanapal antwortet ihm:

Patience, prince, and hear me!
She has all power and splendour of her station,
Respect, the tutelage of Assyria's heirs,
The homage and the apanage of sovereignty.
I married her as monarchs wed — for state.
And loved her, as most husbands love their wives.
If she or thou supposedst I could link me
Like a Chaldean peasant to his mate,
You know nor me, nor monarchs, nor mankind.

Mit diesen Worten giebt Sardanapal, d. h. wohlverstanden der Sardanapal des Anfangs, seine Auffassung von seiner fürstlichen Ehe. Daß er seine Untreue als ein Recht verteidigt, daß er behauptet, seiner Gemahlin mit den Ehren ihrer königlichen Stellung Genüge gethan zu haben, könnte auf den ersten Blick den Anschein erwecken, als wolle der Dichter dadurch eigene Untreue gegen Lady Byron andeuten. Wahrscheinlich ist es doch aber, daß der Vorwurf der Untreue, den seine Gemahlin in der Zeit ihrer Ehe so oft erhob, nur ihrer krankhaften Eifersucht entsprang, wenigstens hat sie Wahrheitsbeweise nie zu erbringen vermocht, vielmehr zerfielen dieselben stets zu nichts. Der Dichter

[1]) Life of Lord Byron, pag. 239.

will mit der Stelle wohl auf etwas anderes hinaus. Wie Sardanapal seine Gemahlin von Staats wegen nahm, wie dann die eheliche Liebe bald erkaltete, so oder ähnlich war es in Byrons Ehe gegangen. Sardanapal liebt seine Gemahlin, wie Ehemänner eben im Durchschnitt ihre Frauen lieben, d. h. er war eine richtige Alltagsehe eingegangen, nicht schlechthin ohne Zuneigung, aber doch durchaus nicht frei von Interessen anderer Natur. War nicht auch Byrons Ehe derartig? Wenn man bei Moore die Angaben darüber verfolgt, so muß das einleuchten.

Byron war stark verschuldet; er sah keine andere Möglichkeit eines Arrangements, als eine reiche Heirath. Er lernte Miß Milbanke, seine spätere Gemahlin, im Jahre 1812 in einer Gesellschaft kennen. Ein erster Antrag, der ziemlich bald erfolgte, wurde abgelehnt, die Beziehungen indessen fortgesetzt in Gestalt einer „Freundschaft". „What an odd situation and friendship is ours!" schreibt Byron am 30. November 1813 in sein Tagebuch[1]), „without one spark of love on either side, and produced by circumstances which in general lead to coldness on one side and aversion on the other." Es folgt dann eine Schilderung der Dame als anspruchslos und wenig verzogen — eine Seltenheit bei einer zwanzigjährigen Erbin eines großen Vermögens — dabei wissenschaftlich gebildet, ohne Blaustrumpf zu sein. Er selbst spricht es also aus, daß von Liebe keine Spur vorhanden sei. Im März 1814 scheint darin schon eine Aenderung stattgefunden zu haben. „Ich werde mich wieder in Annabella verlieben, wenn ich mich nicht vorsehe," schreibt er in sein Tagebuch[2]).

Er sah sich wirklich nicht vor: im September 1814 erfolgte ein zweiter Antrag, der mit einem „Ja" beantwortet wurde.

Ein Vertrauter, wohl Moore selbst, warnte ihn gerade vor Miß Milbanke, die ohnehin ihr Vermögen noch nicht in Händen habe, und entwarf einen Antrag an eine andere Dame, der aber abgelehnt wurde. „You see that after all Miss Milbanke is to be the person: I 'll write to her!" sprach Byron und that den verhängnisvollen Schritt[3]).

Byron hat also im Ganzen recht kühl die finanziellen Folgen

[1]) Moore, Life, Letters and Journals, pag. 202.

[2]) Elze, Lord Byron, pag. 159.

[3]) Life, Letters and Journals, pag. 263.

einer Ehe mit Miß Milbanke überrechnet. Seine Erhörung hat ihm denn auch, trotzdem er sich als der Begünstigte vor sechs anderen Freiern geschmeichelt fühlen durfte, wenig Aufregung verursacht. Wenigstens schreibt er an Moore[1]), daß dieser sich mit den Glückwünschen Zeit lassen dürfte, „for one may not be married for months". Er getraut sich also selbst nicht, die Zukunft abzusehen. Freilich fährt er dann fort: „Seriously, if I can contribute to her happiness, I shall secure my own". Immerhin kann von einer reinen Zuneigung keine Rede sein: Geld war und blieb das ausschlaggebende Moment. Die Gräfin hat das später freilich bestritten[2]). Sie stellt die Eheschließung als einen Trick seiner Freunde hin, die seinem Plan, wieder den Osten aufzusuchen, auf diese Weise die Spitze abbrechen wollten, indem sie ihn unter die Haube brachten. Von finanzieller Not weiß sie nichts, sondern meint vielmehr, Byron habe sein reichliches Auskommen gehabt. Wenn Byron in finanzielle Bedrängnis geraten sei, so könne das erst nach der Hochzeit durch die Verteuerung des Haushaltes geschehen sein, da ja Lady Byron ihr Vermögen vorerst nicht ausgezahlt erhalten habe. — Die Gräfin dürfte indessen kaum über Byrons damalige Misère unterrichtet gewesen sein. Wer sollte ihr davon Mitteilung gemacht haben? Etwa Byron? Er wird sie nicht mit den häßlichen Vorkommnissen jener Tage, in denen die Executoren oft eine unliebsame Rolle spielten, behelligt haben, und wenn er es nicht that, so werden seine Freunde, deren sie mehrere kennen lernte, eine derartige Taktlosigkeit auch unterlassen haben. Sie schließt zurück von den Verhältnissen, in denen Byron in Italien lebte.

Es wird kaum zu leugnen sein, daß Byrons Heirat eine sogenannte Vernunftheirat war, und wenn er sich in Italien die Zeit seiner Bekanntschaft mit Miß Milbanke, seines Brautstandes und seiner Ehe wieder vergegenwärtigte, so mochte er sich sagen, daß seine Ehe das Ende nehmen mußte, welches sie nahm.

Wenn Sardanapal freilich den lockeren Grundsatz ausspricht, daß seine Vernunftehe für ihn nicht sittlich bindend sei, so brauchen wir daraus nicht auf Byron zu schließen, vielmehr dürfte zu bedenken sein, daß später Sardanapal selbst sein Unrecht zugab. Das

[1]) Ebenda, pag. 264.

[2]) My recollections, Bd. II, pag. 221.

tertium comporationis ist nur die Thatsache, daß im Drama wie im Leben des Dichters eine Ehe geschlossen wird, bezw. schon geschlossen ist, die durch den ihr anhaftenden Mangel an seelischer Vertiefung und die vorherrschend realen Rücksichten des bindenden Kittes entbehrt, der sie unauflöslich machen konnte.

Als Byron im Jahre 1815 von seiner Gemahlin verlassen wurde, traf ihn die Nachricht ihres Entschlusses doch wie ein Donnerschlag, zumal da er noch wenige Tage zuvor die besten brieflichen Beziehungen mit ihr unterhalten hatte. Sein Schmerz über den plötzlichen Entschluß seiner Gemahlin äußerte sich in einer furchtbaren Bitterkeit, deren scharfe Anklage zuweilen schwieg, um einer tiefen Schwermut das Wort zu lassen, in die er sich mit wahrer Lust hineinarbeitete. Zwei grundverschiedene Gedichte sind es, die uns einen Blick in seine Qual thun lassen: „Fare thee well" und „A sketch", ersteres ein erschütternder Abschied von seiner Gemahlin, letzteres eine gehässige Privatrache an einer Freundin Lady Byrons, Mrs. Clermont, die sich zur Zwischenträgerin hergegeben hatte, und der er die Hauptschuld an Lady Byrons Entschlusse beimaß.

Diese war nämlich in seinen Augen zunächst nur ein Opfer gehässiger Klatschsucht, und es ist daher ein Zug von ritterlicher Denkweise, wenn er die Schuld auf sich allein nahm. „The fault was not — no, nor even the misfortune — in my choice (unless in choosing at all) — for I do not beliefe, — and I must say it, even in the very dregs of all this bitter business — that there never was a better, or even a brighter, a kinder or a more amiable or agreable being than Lady Byron. I never had nor can have any reproach to make her, while with me. When there is blame, it belongs to myself, and, if I cannot redeem, I must bear it." Dieses Bekenntnis richtet er am 8. März 1816 an Moore[1]).

Er sollte bald anderer Ansicht werden, als er in der Schweiz von dem Vorwurfe der Blutschande vernahm, den Lady Byron ohne Weiteres geglaubt und ihrem Rechtsbeistande gegenüber zur Begründung der Scheidungsklage benutzt hatte. Die Augen waren ihm aufgegangen. Er sah seine Gemahlin von nun an in dem Lichte, wie er sie hernach (1818) im I. Gesange des „Don Juan"

[1]) Life, Letters and Journals, pag. 294.

als Donna Inez porträtiert hat. Kurz bevor diese Kunde zu ihm drang, hatte Lady Byron abermals die zur Versöhnung gebotene Hand zurückgestoßen[1]), wodurch Byron natürlich auch gereizt war. Diese Bitterkeit faßte, als er den wahren Grund der Scheidung erfuhr, endgiltig in ihm festen Fuß. Sie äußert sich in zwei Gedichten: „Lines on hearing that Lady Byron was ill.“ (1818) und „The Charity ball.“ (1820).

Auch in seiner Correspondenz taucht seine Gemahlin verschiedentlich auf, — nunmehr ist er stets bereit, eine Wiedervereinigung für unmöglich zu erklären. Ein Brief an Moore[2]) beweist, daß sein Urteil über Lady Byron sich geändert hat. Moore war damals (1820) in Paris und empfing oft den Besuch des Mr. Wedderburn Webster. Letzterer hatte zwei Briefe an Byron gerichtet, um ihn der Aussöhnung mit seiner Gemahlin näher zu bringen. Nur der erste der beiden Briefe war mit einem „Nein“ beantwortet worden; als auf den zweiten eine Antwort überhaupt nicht erfolgte, entschuldigte Mr. Wedderburn Webster sich bei Byron, den er gekränkt zu haben fürchtete, worauf nunmehr Byron an Moore die Bitte richtet, dem Herrn mitzuteilen, er, Byron sei nicht gekränkt. Dann fährt er fort: „At the same time acquaint him, that it is impossible. You know this as well as I, and so let it end.“ — Also abermals eine bündige Ablehnung.

So sehen wir seit Byrons Abschied von der Heimat die Gestalt seiner Gemahlin verschiedentlich in seinem Gedankenkreise auftauchen. Doch seit dem Aufenthalt in der Schweiz war der Gedanke an sie in ein zweites Stadium getreten. Um so sonderbarer erscheint im „Sardanapal“ die Zarina. Ist diese sanfte, warmherzige Frau, die nach langer „widowhood of heart“ den Gemahl zum ersten und letzten Male wieder sieht, die Lady Byron, deren tötliche Eifersucht vereint mit kalter Unversöhnlichkeit den Gemahl von England vertrieb? Nein. Zarina ist nicht etwa schlechtweg eine idealisierte Lady Byron. Der Dichter hatte keinen Grund zum Idealisieren. Byron fällte über seine Gemahlin noch kurz vor seinem Tode ein umfassendes Urteil, das zwar später liegt als der „Sardanapal“, aber man darf es als allgemein giltig

---

[1]) Ebenda, pag. 221.

[2]) Life, Letters and Journals of Lord B., pag. 446.

betrachten von dem Zeitpunkt an, in welchem er in der Schweiz den Grund für die Haltung Lady Byrons erfuhr, und nicht als einen momentanen Stimmungsausfluß, da es in letzterem Falle bei Byrons Eigenart die schärfsten Invectiven enthalten würde, die es thatsächlich nicht enthält. Dieses Urteil lautet bei Elze:[1]) „Ihre Briefe waren stets räthselhaft, oft widerspruchsvoll. Von schlauen Personen ließ sie sich leicht am Narrenseile leiten, denn sie hielt ihre Menschenkenntniß für untrüglich. Sie hatte sich eine thörichte Idee der Frau von Staël in den Kopf gesetzt, daß man jemanden in der ersten Stunde besser kennen lernen könne als in zehn Jahren. Sie hatte die Gewohnheit, die Charaktere der Leute zu zeichnen, nachdem sie dieselben ein- oder zweimal gesehen hatte. Sie schrieb Seiten auf Seiten über meinen Charakter, aber so unähnlich wie möglich. Sie wurde von dem, was sie feste Regeln und Grundsätze nannte, geleitet, die mathematisch abgezirelt waren. Man muß jedoch gestehen, daß sie keinen Beweis ihrer gerühmten Folgerichtigkeit gab: zuerst verwarf sie mich, dann nahm sie mich, dann trennte sie sich von mir: das war ihre Folgerichtigkeit.“[1])

Daß Zarina zu diesem Urteil nicht paßt, ist ohne Weiteres klar. Vielleicht bringt Galt uns auf den richtigen Weg: „The first sentiment she utters is truly conceived in the very frame and temper, in which Byron must have wished his lady to think of himself, aud he could not imbody it without feeling that

How many a year has past,
Though we are still so young, since we have met,
Which I have born in widowhood of heart.[2])

Zarina denkt also mit Wehmut, aber ohne Groll zurück an die Zeit gemeinsamen Glückes, die nun schon lange hinter ihnen beiden liegt. Durch die Versöhnlichkeit ist das Fühlen der verlassenen Gattin Zarina von vorn herein charakterisiert. Lady Byron muß in Wahrheit anders gefühlt haben: dehnte sie doch die Trennung von ihrem Gemahl aus bis über das Grab hinaus. Wäre ihr kalter Haß einer sanften Wehmut gewichen, — sie hätte die Veröffentlichung jener schmutzigen Anschuldigungen nicht dulden

---

[1]) Lord Byron, Seite 196.

[2]) Galt, Life of Lord Byron, pag. 239.

können, die in ihrem Alter mit ihrem Vorwissen sich ereignete. Galt hat also wohl recht, wenn er den Ausdruck „wish" anwendet, d. h. wenn er uns zu verstehen giebt, daß nur in Byrons Wünschen eine Lady Byron existieren konnte, die empfand wie Zarina.

Diesem Wunsche scheint Byron thatsächlich später auch in anderer Form Ausdruck gegeben zu haben. Jeaffreson[1]) veröffentlicht einen Brief Byrons an seine Gemahlin, der sich in den Letters von Moore nicht findet, und über dessen Ursprung Jeaffreson uns eine Erklärung nicht giebt. Wahrscheinlich hat er diesen wohl aus dem Buche der Gräfin Guiccioli, die ihn in Byrons Hand gesehen haben will[2]). Interessant ist das Schreiben, das nie abgeschickt wurde, dadurch, daß sein Inhalt eine leicht konstatierbare Aehnlichkeit zeigt mit den Auffassungen und Empfindungen in der Zarina-Scene.

Doch zu dem Briefe selbst! Nach Worten des Dankes für Uebersendung von Adas Locke und einer Probe der Handschrift Lady Byrons fährt der Dichter fort: „Recollect, however, one thing either in distance or nearness: — every day which keeps us asunder should, after so lang a period, rather soften our mutnal feelings, which must always have one rallying point as long as our child exists, which I presume we both hope will be long after either of her parents.

The time which has elapsed since the separation has been considerable, more than the whole brief period of our union, and the not much longer one of our acquaintance. We both made a bitter mistake; but now it is over, and irrevocably so. For, at thirty three on my part, and a few years less on yours, though it is no very extended period of life, still it is one, when habits and thoughts are generally so formed as to admit of no modification; and as we could not agree, when younger, we should with difficulty do so now.

I say all this, because I own to you, that, notwithstanding every thing, I considered our reunion as not impossible for more than a year after the separation: — but I then gave up the hope entirely and for ever. But this very

[1]) Jeaffreson, The real Lord Byron, II, pag. 169.
[2]) My recollections, II, pag. 274.

impossibility of reunion seems to me a reason, why on all the few points of discussion which can arise between us, we should preserve the courtesies of life, and as much of its kindness as people who are never to meet may preserve, perhaps, more easily than nearer connexions. For my own part, I am violent, but not malignant; for only fresh provocations can awaken my resentments. To you, who are colder and more concentrated I would just hint, that you may sometimes mistake the depth of cold anger for dignity, and a worse feeling for duty. I assure you that I bear you now (whatever I may have done) no resentment whatever. Remember, that if you have injured me in aught, this forgiveness is something; and if I have injured you, it is something more still, if it be true, as the moralists say, that the most offending are the least forgiving.

Whether the offence has been solely on my side, or reciprocal, or in yours chiefly, I have ceased to reflect on any but two things — viz. that you are the mother of my child, and that we shall never meet again. I think, if you also consider the two corresponding points with reference to myself, it will be better for all three."

Yours ever
Noel Byron.

Der Brief ist geschrieben zu Pisa am 17. November 1821.

Beide, Jeaffreson wie die Gräfin geben ihren Commentar dazu. Ersterer meint, der Zweck sei die vorläufige Wiederanbahnung einer Aussöhnung mit Lady Byron, die deswegen einstweilen in Correspondenz gezogen werden sollte. Wäre das der Fall gewesen, so wäre Byron so unpraktisch wie möglich dabei zu Werke gegangen. Denn dann hätte er weniger die Unmöglichkeit einer Wiedervereinigung betonen und sich selbst nicht in das ungünstige Licht der Unverträglichkeit setzen müssen. — Die Gräfin dagegen hält den Brief für einen momentanen Stimmungsausfluß, veranlaßt durch jemanden, der Byron von der Krankheit und dem bedauernswerten Gemütszustande seiner Gemahlin erzählte und ihn dadurch weich machte. Wenn der Brief zurückgehalten wurde, so bewiese das nur, daß diese Weichheit nicht lange vorhielt. Doch selbst in solchen Augenblicksstimmungen blieb sein Entschluß, Lady Byron nie wiederzusehen, unveränderlich.

Wenn Byrons Urteil über seine Gemahlin also seit seinem Schweizer Aufenthalt in großen Zügen feststand, so lehrt der Brief, daß doch thatsächlich Stimmungen möglich waren, in denen Byron milder dachte. Er war eben viel zu sehr Augenblicksmensch, als daß sein Urteil über Persönlichkeiten nicht hier und da einen Stoß bekommen hätte.

Damit kommen wir auf die Zarina-Scene zurück. Auch sie könnte einer solchen Stimmung ihre Fassung verdanken. Auch Sardanapal hält wie Byron in dem Briefe an der Basis fest, daß Vergangenes eben vergangen ist.

'Tis too late
To think of these past dreams,

mit diesen Worten leitet Sardanapal die Unterhaltung mit Zarina ein. Doch Zarina weist den Gedanken ab, als könne sie Bitterkeit hegen. Erst nachdem so eine Basis für die Aussprache vereinbart ist, kommt der Dichter zum eigentlichen Thema, d. i. die Zukunft der Kinder.

Und diese Kinder lassen Zarina das richtige Wort finden:

I wish'd to thank you, that you have not divided
My heart from all, that's left it now to love —
Those who are yours and mine, who lock like you,
And look upon me, as you looked upon me
Once. — But they have not changed.

Wenn der Dichter diese Worte des Dankes der Zarina in den Mund legt, so müßte er, falls wir die Analogie seiner häuslichen Verhältnisse festhalten wollen, auf eine gewisse Dankbarkeit seitens seiner Gemahlin, der er Ada ließ, gehofft haben. Galt schreibt bezüglich obiger Verse:[1]) „The following delicate expression has reference to his having left his daughter to her mother and unfolds more of his secret feeling on the subject than any thing he has expressed more ostentatiously elsewhere." — Byron hat es stets von sich gewiesen, die Ansprüche auf sein Kind geltend zu machen. „Ada", schreibt Elze,[2]) „wurde der Mutter überlassen, die sich lange ängstigte, daß Byron sie ihr heimlich oder gewaltsam entreißen würde. Byron, der Ada nie vergaß, äußerte gegen Medwin, er wolle lieber selbst

[1]) Life of Lord Byron, pag. 239.
[2]) Lord Byron, pag. 169.

unglücklich sein, als Lady Byron unglücklich machen.“ Ebenso berichtet die Gräfin Guiccioli.[1])

Freilich wäre es für Ada ein Unglück gewesen, des Vaters unstätes Leben teilen zu müssen; Byron hat das auch wohl selbst gefühlt, aber dennoch setzte er bei Lady Byron Dankbarkeit für seinen Verzicht voraus. Doch das blieb wohl ein frommer Wunsch.

Zarina sagt bezüglich der Erziehung der Kinder:

They never
Shall know from me of aught but what may honour
Their father's memory,

worauf Sardanapal erwidert:

Let them rather hear
The truth from you than from a trampling world,

und Galt bemerkt dazu:[2]) He puts in her mouth only a sentiment, which he knew, if his wife never expressed to him, she profoundly acknowledged in resolution to herself.“ — Damit dürften Byron oder Galt oder auch beide geirrt haben. Denn eine solche Bitte Byrons an seine Gemahlin kann doch nur den Sinn haben, daß Ada dem Vater nicht entfremdet oder gar gegen ihn verhetzt werden sollte, daß anderseits der Vater keine Beschönigung für sich verlangt, sondern einfach die Wahrheit, die das Kind am besten von der Mutter erfährt. Man vergleiche damit, was Elze über Adas Erziehung schreibt,[3]) daß diese nämlich in absoluter Unkenntnis ihres Vaters systematisch erhalten worden sei, daß sie erst $^5/_4$ Jahr vor ihrem 1852 erfolgten Hinscheiden zum ersten Male ein Stückchen Poesie von ihrem Vater zu Gesicht bekam. Also ist diese Überzeugung Byrons, daß die Tochter aufwüchse in der Liebe zum Vater, trügerisch gewesen, wenn sie überhaupt vorhanden war, wenn nicht Byron vielmehr durch diesen Zug Zarinas nur einer Hoffnung, ja, einer unbewußten Bitte Ausdruck verliehen hat.

Von der milden Versöhnlichkeit Zarinas überwältigt legt Sardanapal am Schluß der Scene das Bekenntnis ab, daß er sie niemals unterschätzt, ihre Vorzüge vollkommen gewürdigt, aber nicht sich zunutze zu machen gewußt habe.

---

1) My recollections, II. pag. 90.
2) Life of Lord Byron, pag. 240.
3) Lord Byron, pag. 333f.

If I was not formed
To prize a love like thine, a mind like thine,
Nor dote even on thy beauty — as I've doted
On lesser charms, for no cause save that such
Devotion was a duty, and I hated
All that look'd like a chain for me or others
(This even rebellion must avouch); yet hear
These words, perhaps among my last — that none
Ever valued more thy virtues, though he knew not
To profit by them. (IV, 3.)

Galt[1]) bemerkt über diese Stelle: „It is impossible to read this speech without a conviction that it was written to Lady Byron". Moore scheint sich dadurch, daß er diese Bemerkung Galts in seiner Byron-Ausgabe als Fußnote bringt, der Meinung anzuschließen.

Daß der Dichter von den Vorzügen seiner Gemahlin überzeugt gewesen ist, kann kaum angezweifelt werden für die Zeit seiner Ehe. Wenn er indessen die Schuld bei sich selbst gesucht hätte dafür, daß er diese Vorzüge nicht für sich zu verwerten verstanden habe, so wäre das sonderbar in einer Zeit, wo er über Lady Byron nicht mehr vorurteilsfrei denken konnte. Selbst der versöhnlich gehaltene Brief bei Jeaffreson und der Gräfin Guiccioli geht nicht soweit, daß Byron die Schuld des Zerwürfnisses auf sich nimmt, vielmehr hebt er gerade darin die „depth of cold anger" seiner Gemahlin hervor. Trotzdem wäre es nicht unmöglich, daß Galt recht hätte.

Zarina ist vom Dichter von Anfang an so gezeichnet, daß Sardanapal ihr gegenüber im Unrecht ist. Hätte Byron von seiner von ihm geschiedenen Gemahlin jemals die Milde der Versöhnlichkeit erfahren, er wäre sicherlich so davon ergriffen worden, daß er ihr sein Unrecht freimütig bekannt hätte: denn daß auch von seiner Seite in der kurzen Dauer ihrer Ehe nicht alles einwandfrei war, hat er sonst nie bestritten, sondern das Fehlen liebevoller Nachsicht war es, was er an Lady Byron verurteilte. Diese edle Tugend, die Zarina so reichlich ausübt, wollte er seiner Gemahlin gewissermaßen nahelegen, wie er es auch in dem Briefe bei Jeaffreson thut. Wenn dann Sardanapal, durch Milde

[1]) Life of Lord Byron, pag. 240.

überwunden, sein Geständnis ihr gegenüber ablegt, so klingt das fast wie eine Verheißung an Lady Byron. Man darf eben nie aus den Augen lassen, daß Zarina nicht schlechthin ein Conterfei ist, sondern daß die Zeichnung ihres Charakters eine gewisse Vorhaltung für Lady Byron bedeutet, die der Dichter schreibt, indem er sich dabei mit einer thatsächlich entgegengesetzten Gesinnung seiner Gemahlin innerlich abfindet.

Vita.

Natus sum Hermannus Nieschlag Hannoverae in oppido ante diem septimum Kal. Mart. anni septuagesimi sexti saeculi peracti, patre Frederico, mercatore, matre Clara e gente Dieselhorst nata. Decimum annum agens studia mea coepi in Lyceo Hannoverano, quae schola decem annis post testimonio maturitatis me imbuit. Deinde Gottingam me contuli, ubi cives almae matris Georgiae-Augustae factus per duos annos theologiae et philologiae studiosus permansi. Inde Bonnensem in universitatem transmigravi, ubi per annum versatus sum. Tum Georgiam Augustam iterum per annum frequentavi, ac ineunte vere anni undecentesimi saeculi peracti Halas me contuli, ubi ad huc permansi.

Instructus sum a viris illustrissimis doctissimisque Hermanno Schulz, Johanne Achelis, Wellhausen, Stimming, Morsbach, Rehnisch, Baumann, Roethe, Lehmann, Mercier, Tamson, Sèchehaye, Guendelino Foerster, Trautmann, Maximiliano Foerster, Gaufinez, Bender, Pelman, Lyssmann, Goebel, Suchier, Alberto Wagner, Simon, Thistlethwaite, Riehl, Saran quibus gratias quam maximas semper agam, in his praecipue Alberto Wagner, cujus auspiciis hoc opus perfeci.

Hermannus Nieschlag.

Berichtigung.

Seite	4	Zeile	16	lies	„an Myrrha"	statt	„von Myrrha".
„	33	„	19	„	„at the gate"	„	„as the gate".
„	35	„	35	„	„des Dichters"	„	„der Dichters".
„	39	„	29	„	„Zuschnitt"	„	„Zuschritt".
„	57	„	19	„	„an ihre Seite"	„	„an seine Seite".
„	67	„	21	„	„look"	„	„lock".